DIE STADT WÜRZBURG IM BAUERNKRIEGE.

EINE STUDIE ZUR GESCHICHTE DES BAUERNKRIEGES IN FRANKEN.

INAUGURAL-DISSERTATION
VERFASST UND DER
HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
K. BAYER. JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT WÜRZBURG
ZUR
ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
VORGELEGT
AM 9. JUNI 1903

ACAD. LUGD BAT. BIBL.

VON
FRIDOLIN SIPPEL
AUS
BRAIDBACH.

WÜRZBURG.
C. J. BECKER's UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI.
1903.

HERRN PROFESSOR

DR. THEODOR HENNER

IN DANKBARER VEREHRUNG

GEWIDMET.

Vorwort.

Die Ereignisse auf der Festung Marienburg in Würzburg während des Bauernkrieges vom Jahre 1525 sind auch für die allgemeine Geschichte nicht ohne Bedeutung schon aus dem Grunde, weil gerade an der heldenmütigen Verteidigung derselben der ganze Aufstand gleichsam zerschellte.

Aber auch die Vorgänge in der Stadt selbst bieten des Interessanten genug. Für die Entscheidung des Kampfes allerdings konnte die Haltung der Würzburger nicht ernstlich in Betracht kommen. Auch ein Vergleich mit anderen Städten, welche für die Sache der Bauern Partei nahmen, lässt keine besonders auffallenden Merkmale hervortreten. Wie in den meisten Städten so überwogen auch in Würzburg damals die unteren Schichten der Bevölkerung. Aber hier begegnete dieser demokratische Zug dem immer noch in wohlhabenden Bürgerkreisen schlummernden Wunsche, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen. Es gibt wohl wenige Städte in Deutschland, die mit solcher Zähigkeit und Hingebung dieses Ziel verfolgten. Der Kampf ging zurück bis in die Zeit der salischen Kaiser und war von wechselndem Glücke begleitet bis zu jenem verhängnisvollen Treffen bei Bergtheim am 11. Ianuar 1400, wo die Kraft der Bürgerschaft gebrochen wurde.

Indes hatte sich die Stadt trotz dieses empfindlichen Schlages verhältnismässig rasch wieder erholt und genoss im Hochstifte Würzburg immer noch grosses Ansehen. In einer so kritischen Zeit konnte das Beispiel der Hauptstadt keineswegs ohne Wirkung bleiben. Freilich lässt sich diese bei dem Mangel an Quellen aus der Landschaft im einzelnen nicht feststellen.

Aber auch über das Stift hinaus reichte die Bedeutung der Stadt Würzburg zu jener Zeit. Es sei nur hingewiesen auf die mannigfachen Beziehungen zu den Städten Rothenburg, Nürnberg und Bamberg.

Die hochangesehene Stellung des Bischofs selbst im Reiche und ganz besonders im Fränkischen Kreise bedarf wohl keiner näheren Erörterung.

Alle diese Momente dürften hinreichen, den Vorgängen in Würzburg in jener Zeit etwas mehr als lokalen Wert zu verleihen.

Bis jetzt ist eine vollständige, zusammenhängende Darstellung derselben nicht erschienen. Deshalb hat es der Verfasser versucht, diese Aufgabe an der Hand fortwährender, kritischer Vergleichung der zwei im folgenden Abschnitte näher zu charakterisierenden Hauptberichte zu lösen. Wenn ihm dies nicht ganz gelungen ist, so mögen die der Abhandlung anhaftenden Mängel nicht etwa geringer Begeisterung für die Sache selbst, sondern seiner Jugend und Unerfahrenheit aufgebürdet werden. Ist es ihm nur vergönnt, ein lebhafteres Interesse für den Gegenstand wachzurufen und hie und da neue Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, so ist der Zweck erreicht.

I. Die Verfasser der beiden Hauptquellen und ihre Darstellung.

Lange Zeit bildete die von dem bischöflichen Geheimschreiber und Archivar Magister *Lorenz Fries* verfasste Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken fast die einzige ausgiebige Quelle zur Darstellung der Vorgänge in Würzburg während des Jahres 1525. Da wurde bald nach der im Auftrage des historischen Vereins von Unterfranken veranstalteten ersten vollständigen Ausgabe dieses hochinteressanten Werkes ein ebenfalls zeitgenössischer Bericht hauptsächlich über die Verhandlungen im Würzburger Stadtrate der langjährigen Vergessenheit entrissen, indem genannter Verein auch diese wichtige Quelle, ein Manuskript ohne Titelblatt und ohne Angabe des Verfassers, durch den Druck veröffentlichen liess. Als Autor derselben wird mit grösster Wahrscheinlichkeit der Würzburger Stadtschreiber *Martin Cronthal* vermutet.

Beide Verfasser haben die traurigen Vorgänge, welche sie schildern, selbst mit erlebt und vermöge ihrer persönlichen Stellung mehr oder minder Anteil an denselben genommen. Die hohe Bildung, die bei unseren Gewährsmännern, insbesondere bei *Fries*, vorausgesetzt werden muss, ihr edler Charakter und ihre Urteilsfähigkeit lassen über ihr redliches Streben nach unparteiischer Darstellung keinen Zweifel aufkommen. Natürlich wird der Beamte des Bischofs, wo es angeht, zu dessen Gunsten eintreten, der Bürger der Stadt die Sache seiner Unglücksgenossen, besonders des Rates, verteidigen. Hingegen mahnt auch *Fries* die Fürsten mit eindringlichen Worten an die Vergänglichkeit der irdischen Gewalt, die nicht um ihrer selbst, sondern um Gottes willen da sei [1]). Andrerseits sucht auch

[1]) F. 3.

Cronthal dem Bischof gerecht zu werden, dem gegenüber er auch in äusserlichen Dingen die schuldige Ehrfurcht selbst wider den Willen eifriger Neuerer zu wahren weiss[1]). Der Aufruhr, in welchem der Pöbel und hergelaufenes Gesindel das treibende Element sind, ist ihm zuwider. Indes mag auch das Urteil unserer Gewährsmänner über den Bauernkrieg im wesentlichen übereinstimmen, so muss doch hervorgehoben werden, dass der bischöfliche Archivar vermöge seiner gediegeneren Bildung und seiner umfassenden Welt- und Lebensanschauung die Ereignisse von höheren Gesichtspunkten aus überschaut, während der Stadtschreiber sich oft in unwichtigen Einzelheiten verliert und dabei nur selten sich zu zusammenfassenden Betrachtungen aufzuschwingen vermag. Dieser Mangel wird jedoch einigermassen wieder ausgeglichen durch die streng chronologische Anordnung und hin und wieder durch genauere Darbietung des Stoffes, Vorzüge, die, wenn auch nur ganz selten, bei *Fries* immerhin vermisst werden. Denn dieser erweist sich in den Partien, die nicht auf wörtlichem Zitieren urkundlichen Materials beruhen, sowie bei Datumsangaben nicht immer unbedingt zuverlässig.

Was den Stoff selbst anbelangt, so ergänzen sich unsere beiden Berichte, soweit die Ereignisse in Würzburg in Betracht kommen. *Cronthal* führt uns fast ausschliesslich die Schicksale der Stadt, der Bürger, besonders des Rates vor Augen, wobei hie und da auch sein eigenes Tun und Leiden ziemlich stark betont wird. Er ist an allem, was er erzählt, persönlich beteiligt, und das gesamte, allerdings weniger umfangreiche Material ging durch seine Hände. Bei *Fries* tritt mehr das hervor, was den Bischof und seine treue Besatzung auf dem Schlosse Unserfrauen-

---

[1]) C. 55.

berg berührt. Da er seinen Herrn auf der Flucht nach Heidelberg begleitet hat, so ist er in dem wichtigen Abschnitte von den Vorgängen auf der belagerten Feste und in der mit den rebellischen Bauern verbündeten Stadt hauptsächlich auf die Schilderungen und Aufzeichnungen des *Peter Clarmann*, der zur Besatzung des Schlosses gehört hat, und auf die später vorgefundenen Dokumente angewiesen, deren Fülle, sorgsame Sichtung und treue Wiedergabe auch in den übrigen Partien der „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken“ überraschend ist.

Es ist als ein besonderes Glück zu bezeichnen, dass wir für unsere Darstellung zwei Quellen aus verschiedenen Lagern besitzen. Doch ist sehr zu bedauern, dass uns aus dem Kreise der um Würzburg lagernden Bauern abgesehen von den Briefen keinerlei Aufzeichnungen zu Gebote stehen.

Über die Zeit der Abfassung beider Werke lässt sich Bestimmtes nicht sagen. Nach Annahme der Herausgeber ist *Cronthals* Bericht einige Jahre früher entstanden als die Geschichte von *Fries*, deren Abfassung auf den Anfang des vierten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts angesetzt wird. Überhaupt lässt sich eine Beziehung zwischen beiden Werken nicht konstatieren. Die umfangreiche, übersichtliche, schlicht und klar durchgeführte, an besonders wichtigen Stellen durch eine schwunghafte, bilderreiche Sprache ausgezeichnete Schilderung des hochangesehenen Geschichtsschreibers der Bischöfe von Würzburg mag die anscheinend schnell hingeworfene, nach Form und Inhalt oftmals verworrene, skizzenhafte Darstellung des einfachen Stadtschreibers bald verdrängt haben, so dass letztere bald in Vergessenheit geriet.

Wahrscheinlich ist das grosse Geschichtswerk von *Fries* halb offiziösen Charakters, um das jedenfalls mannigfach getadelte Verhalten des Fürsten während und nach

der Empörung zu rechtfertigen, wobei des Verfassers eigene, vielfach höchst wichtige Tätigkeit bescheiden in den Hintergrund tritt. *Cronthal* dagegen hat seine Chronik wohl verfasst, um zu zeigen, dass der Rat von Würzburg nicht aus eigener Initiative, sondern gedrängt von der Masse neuerungssüchtiger Bürger und Bauern den kühnen Schritt dieses letzten Abfalles vom Bischof wagte. Es mochten ihn aber auch persönliche Gründe leiten. Nicht bloss Würzburgs Bürger überhaupt, sondern er als einer der ersten und hervorragendsten wurde nach der Niederwerfung des Aufruhrs als Verräter hingestellt, verhaftet und nur nach Unterzeichnung einer ihn entehrenden Urfehde freigelassen, abgesehen davon, dass er seines mit aller Hingebung verwalteten Amtes entsetzt wurde.

II. Die Stadt Würzburg, ihre Bewohner und Verhältnisse zu Beginn des Bauernaufstandes. Vorkehrungen für die kommenden Ereignisse.

Bevor wir auf den Beginn des Aufruhres in Franken und besonders in der Stadt Würzburg eingehen, verlohnt es sich in kurzem die Stadt, ihre Bewohner, das Verhältnis der Bürger zur Geistlichkeit und zu ihrem Landesherrn zu betrachten.

Damals bestand die Metropole des Hochstiftes Würzburg zunächst aus der inneren Stadt, welche durch vier etwa von der Mitte der heutigen Domstrasse aus annähernd nach den vier Himmelsrichtungen laufende Linien in ebensoviele Viertel zerfiel. Diese waren: das Gainheimer (S.-W.), das Bastheimer (S.-O.) mit dem Bruderhof, meist von Geistlichen bewohnt, das Dietricher (N.-O.), das Kresser oder zu den vorderen Gressen (N.-W.). Um diese Altstadt

gruppierten sich die vier Vorstädte oder äusseren Viertel: Pleichach, Haug, Sand und St. Burkard oder Mainviertel.

Die Bürgerschaft hatte nur freie Kommunalverwaltung, indem drei Viertel der Steuern zu ihrer Verfügung standen.[1]) Nach aussen wurde sie vom Bischof vertreten. Ohne seine Genehmigung durfte sie sich in keine Unterhandlungen mit anderen Städten einlassen. Die Gerichtsbarkeit und das Recht Gesetze und Verordnungen zu erlassen lag in seinen Händen. Die von den Bürgern gewählten Bürgermeister und Mitglieder des Stadtrates bedurften seiner Bestätigung. Er bestellte den Schultheissen und den zumeist aus Geistlichen zusammengesetzten Oberrat.[2]) Die Gemeinde, welche in den Viertelshäusern unter ihren Viertelsmeistern zusammentrat, konnte Wünsche und Beschwerden vorbringen und Anträge des Stadtrates annehmen oder ablehnen. Der Ausschuss, in welchem die Viertelsmeister und Rechenmeister sassen, nahm die Interessen des Volkes wahr.

Dagegen war die Machtfülle des Bischofs durch das Domkapitel beschränkt, welches durch die Wahlkapitulationen auf stetige Mehrung seiner Rechte bedacht war. Diesem war auch die Stadt zu Gehorsam verpflichtet, solange der Bischofssitz erledigt war.[3]) Während Bischof und Stadtrat zu Beginn der Bewegung noch gegenseitiges Vertrauen bekunden, gibt letzterer dem Domkapitel gegenüber seinem Unmut offen Ausdruck.

Hingegen die Bürgerschaft selbst nahm zum grossen Teile eine entschieden misstrauische, ja sogar drohende Haltung besonders gegen den Bischof und die Geistlichen an. Vor allem taten sich in dieser Hinsicht die von jeher

---

[1]) C. 52. — [2]) F. 82. C. 24. — [3]) Doch vergl. F. 111/112. C. 27. 48. 49.

als dreist und gewalttätig gefürchteten Häcker hervor. Aber auch wohlhabende und angesehene Bürger, wie der bekannte Bildhauer und Altbürgermeister Dilman Riemenschneider, gerieten in den Verdacht, mehr oder weniger offen mit den Unzufriedenen zu liebäugeln.

Als den gefährlichsten Demagogen und zielbewussten Hetzer und Wühler müssen wir uns nach *Fries* den Spengler Hans Bermeter vorstellen.[1]) Er hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich. Einmal war er sogar wegen offenkundigen Diebstahls im Gefängnis gesessen. Das hinderte ihn jedoch keineswegs, sich bei den Leuten beliebt zu machen. Dabei kam ihm sein natürliches Rednertalent und seine Unterhaltungsgabe — er verstand mit Laute und Pfeife gar wohl umzugehen — sehr zu statten. Er gab sich den Anschein, als stehe er mit den Hauptleuten der Bauern und mit einzelnen Städten in Verbindung, liess da, wo er seine Leute kannte, manch spottende Rede fallen und scheute sich nicht, Briefe von vorgeblich ihm befreundeten Leitern des Aufruhrs zu erdichten und vorzulesen und hinwiederum an die Bauernhauptleute zu schreiben, als gingen die Briefe von Bürgermeister und Rat der Stadt aus. Zwar fand er bei der Mehrheit keinen Glauben; ja der Rat verwies ihn zweimal aus der Stadt; aber immerhin fand er Gleichgesinnte genug, die ihn auf jede Weise unterstützten und als ihren Hauptmann ansahen, unter dessen Führung sie ungestraft manchen Geistlichen in seiner Wohnung schwer heimsuchten. Aus *Cronthals* Bericht lässt sich nicht bestimmt ermitteln, seit wann dieser Mann, gegen den er übrigens im Wesen dieselben Beschuldigungen erhebt, offen hervorzutreten wagte. Dort wird erst gelegentlich der Erzählung von der späteren Flucht

---

[1]) F. 61—63. C. 46. 47. 62.

des Bischofs sein Treiben berührt. Jedenfalls wusste sich der schlaue Agitator den anfangs wenn auch nur mit Vorsicht gegen ihn unternommenen Massregeln des Rates zu entziehen.

Von seiten der Geistlichen, deren Zahl in der Stadt nicht unbeträchtlich war, hatte der Bischof natürlich am wenigsten Schwierigkeiten zu befürchten. Es waren meist Chorherren, dem Domkapitel oder den anderen reich dotierten Kollegiatstiftern angehörend, oder Klostergeistliche, die sich über ihre Pfründen und Privilegien, sowie über ihre Freiheit von Steuern und Abgaben nicht beschweren konnten. Gerade diese Bevorzugung der Geistlichen hatte in den vorausgehenden Jahrhunderten wiederholt Anlass zu ernsten Zerwürfnissen mit den Bürgern gegeben. Ihre Weinkeller und Getreidespeicher waren ein heissersehnter Kampfeslohn für den, der nichts zu gewinnen und zn verlieren hatte. Zudem scheinen gerade damals manche Geistliche ihrerseits durch herrische, drohende Reden den Gegensatz verschärft su haben. [1])

Unter solchen Verhältnissen musste man beizeiten daran denken, der stets wachsenden Gefahr entgegenzuarbeiten.

Damals war Konrad III. aus dem bekannten Geschlechte der Herren von Thüngen Fürstbischof von Würzburg. Er wird als gerecht, entschlossen und mutig, aber auch als vorsichtig und durch und durch konservativ gesinnt geschildert. [2]) Freilich fehlt es in solch bewegter Zeit nicht an Vorwürfen gegen seine Person. Wie weit solche berechtigt erscheinen, werden wir im Verlaufe der Erzählung sehen.

---

[1]) C. 19. — [2]) Vergl. Allgem. Deutsche Biogr. XVI. 632 ff.

Er hatte vom Schwäbischen Bunde, dessen Mitglied er selbst war, die Nachricht von der Empörung der Bauern in Schwaben erhalten. Sein Amtmann zu Reichelsberg (B.-A. Ochsenfurt) meldete am 24. März, die Bauern in der Umgebung von Rothenburg rotteten sich zusammen und beabsichtigten, nach Würzburg zu ziehen und die Geistlichen zu verjagen.[1]) Nun hatte der Bischof den grössten Teil seiner Truppen dem Bunde zur Verfügung gestellt, 150 Reiter lagen bei Aub.[2]) In seiner Not schrieb er an den Pfalzgrafen Ludwig und an den Statthalter von Mainz um Rat und Hilfe, erhielt jedoch keinen andern Bescheid als eine Vertröstung und die Mahnung zur Nachgiebigkeit.[3]) Der Bund konnte die Würzburgischen Hilfstruppen nicht entbehren. Auf eigene Kosten Söldner anzuwerben ging nicht an, weil es dem Hochstifte anscheinend am Notwendigsten, dem Gelde, fehlte. Zudem mochte sich der Bischof selbst noch nicht im klaren darüber sein, ob er zuwarten oder gleich mit Strenge und Gewalt vorgehen solle.[4]) Auch die Meinungen seiner Räte waren geteilt. Wenn es galt, die Empörung mit bewaffneter Hand niederzuschlagen, war er vor allem auf seine Ritterschaft angewiesen.

Am 6. April fand daher eine Versammlung der Grafen, Herren und Ritter des Stiftes auf dem Schlosse Unserfrauenberg statt. Es war dies ein Ereignis, das bis dahin unerhört war, wie *Fries* berichtet.[5]) Umsomehr kennzeichnet dasselbe die Besorgnis und das Misstrauen des Bischofs gegen die Würzburger Bürger. Treu erklärten die Ritter, zu ihrem Herrn stehen zu wollen, und versprachen, demnächst sich gerüstet in der Hauptstadt wieder einfinden zu wollen; die nicht Erschienenen, besonders der Graf von

---

[1]) F. 5. 6. 9. — [2]) F. 64. 106. — [3]) F. 11—14. — [4]) F. 22. 23. 64. 65. — [5]) F. 39 ff.

Henneberg, sollten nochmals geladen werden. Doch wolle man mit den Waffen gegen die Bauern vorgehen, so erheische es Ritterehre, es vorher nochmals mit Milde zu versuchen, indem man ihnen Berücksichtigung ihrer berechtigten Beschwerden in Aussicht stelle.

Auch die Stände des Fränkischen Kreises hielten durch ihre Abgesandten zu Neustadt a. d. Aisch Versammlungen am 4., 7., 11. und 24. April ab, die jedoch so ziemlich resultatlos verliefen.[1]) Vertreter waren zunächst Markgraf Casimir von Brandenburg, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstädt, sowie anfangs auch mehrere Grafen in Franken. Man konnte sich nicht darüber einigen, in welchem Verhältnis sich die einzelnen Fürsten mit Truppen und Geld beteiligen sollten. Es wurde der Grundsatz aufgestellt, wer weniger Truppen stelle, müsse in höherem Grade zu den Unkosten herangezogen werden. Schon wollten die Bischöfe von Würzburg und Bamberg ihre Vertreter abberufen. Nachdem aber die Bauern im Ries geschlagen waren, machte der Markgraf den Vorschlag, auch die Fürsten von Mainz, Pfalz, Bayern, Neuburg, Sachsen und Hessen zu neuer Beratung zu laden. Aber mehrere, so Bayern, Hessen, Sachsen sagten nicht zu. Und als es am 24. April zur Versammlung kam, waren ausser den vier fränkischen Fürsten nur noch Mainz und Pfalz-Neuburg vertreten. Da man darüber einig war, dass die eigenen Streitkräfte und Geldmittel unzureichend seien, beschloss man, sich gemeinsam an den Schwäbischen Bund zu wenden. Doch dieser war noch zu sehr im eigenen Kreise in Anspruch genommen und konnte daher die auf ihn gesetzten Hoffnungen vorläufig nicht erfüllen.

---

[1]) F. 14 ff. 30 ff. 47 ff. 69 ff. 92 ff.

Der oben erwähnte Beschluss der Ritterschaft des Stiftes, sich demnächst bewaffnet in der Stadt Würzburg einfinden zu wollen, bot dem Bischof Gelegenheit, die Gesinnung seiner Bürger zu erproben. Er liess am 10. April durch seine Räte anfragen, wie man sich zu einer etwaigen Einquartierung und Verpflegung von Reisigen stellen werde, ferner ob man gesonnen sei, dem Aufruhr, wenn er weiter um sich greifen sollte, in der Stadt energisch entgegen zu treten und allenfalls eine Abteilung wehrhafter Bürger zum bischöflichen Heere stossen zu lassen.[1]) Zugleich mahnte er, die Stadt zu verproviantieren und gegen Feuersbrünste geeignete Vorkehrungen zu treffen. Daraufhin bildete man eine eigene Kommission, bestehend aus Kapitelsherren, Stadträten und Bürgern, um die Meinungen der Viertelsgenossen einzuholen.

Böses Blut machte bei den Bürgern die Forderung, eine so ungewöhnliche Anzahl von Bewaffneten in die Stadt aufzunehmen und mit ihrem Kontingent an dem zu erwartenden Kriegszuge gegen die Bauern sich zu beteiligen. Die bischöflichen Räte überschritten nach *Fries* den ihnen gewordenen Auftrag und liessen durchblicken, als wolle man den Bürgern durch das Erscheinen des zahlreichen Aufgebotes der Ritterschaft und ihrer bewaffneten Knechte Furcht einflössen. Bermeter und seine Genossen versäumten nicht, zu hetzen und zu schüren; es fehlte nicht an anzüglichen Reden auf die Geistlichen und die bischöflichen Reiter, denen Frauen und Töchter preisgegeben seien, während die wehrhaften Männer an dem Kriegszuge teilnehmen müssten, der überdies wider das heilige Evangelium sei.

---

[1]) F. 64 ff. C. 1 ff.

Die Erbitterung stieg aufs höchste, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, der Bischof lasse heimlich Geschütze und Bewaffnete in die Stadt, besonders in den grossen Hof zum Katzenwicker bringen. Man beabsichtige, die Bürger dorthin zu laden und durch Drohung und Gewalt gefügig zu machen. Schon fürchtete man, die bischöflichen Reiter seien vor den Toren. Und das Gerücht entbehrte nicht einer tatsächlichen Grundlage, wenn anders die Vermutung richtig ist, dass Graf Wilhelm von Henneberg den Anlass dazu gab. Denn dieser beabsichtigte damals, etliche Büchsenmeister und 200 Reiter dort unterzubringen, und verlangte, man solle für die Pferde Heu und Stroh bereitstellen.[1])

Fries erzählt nun weiter, die Bürger hätten damals Türme und Tore, über welche nur dem Bischof Gewalt zugestanden sei, besetzt, ferner die Strassen der Stadt, besonders den Weg zum Schloss und den Einritt zum Main mit Ketten und Schlagbäumen versperrt.[2]) Die Leute, denen man die Bewachung der Tore und des Zuganges zum Schlosse gegen Besoldung anvertraut habe, meist arme Taglöhner, hätten sich allerlei Übergriffe gegen die vorübergehenden Diener des Bischofs und der Geistlichen erlaubt, indem sie in mutwilliger Weise Gaben aller Art als Geld, Speisen und besonders Wein erpresst, ja sogar von ihren Genossen einige in die Wohnungen der Geistlichen geschickt und Wein verlangt hätten, der aus Furcht nicht versagt worden sei. Es scheinen also damals sich ziemliches Aufsehen erregende, wenn auch unblutige Vorkommnisse abgespielt zu haben.

Cronthal berichtet nicht zusammenhängend darüber. Auch die Veranlassung wird bei ihm nicht genannt. Nur

---

[1]) F. 121. — [2]) F. 68.

gelegentlich werden Einzelheiten erwähnt so: dass vor dem 13. April[1]) alle Nacht 60 Weppner in dem „Grünen Baum“ (Rathaus) stationiert wurden, um Aufruhr und Unfug, den Leute aus dem Pöbel gerne angestiftet hätten, zu steuern. Am 25. und 30. April beklagten sich bischöfliche Abgesandte, dass die Zugänge zum Schloss besetzt seien, ferner, dass man nach den Leuten des Bischofs geschossen und sie ihrer Waffen beraubt habe.[2]) Am 18. April wurde im Rate beschlossen, sich der Tore zu versichern und Schranken in einzelnen Strassen zu errichten.[3])

Fries gibt in seinem Berichte ein Datum nicht an. Wahrscheinlich haben sich die Vorgänge auf verschiedene Tage erstreckt. Auch der Bischof erwähnt in seinen Briefen nichts Eingehenderes, was doch im Falle ernstlicher Unruhen nahe gelegen wäre. Andererseits hebt *Cronthal* Beschwerden der Bürger aus dem Hauger- und Mainviertel über Besorgnis erregende Rüstungen der Geistlichen hervor.[4]) Zwei Tore im Mainviertel, durch welche nur Geistliche verkehrten, wurden auf die Vorstellungen von Bürgern hin vermauert.

Man sieht, die Berichte beider Gewährsmänner widersprechen sich nicht gerade. Doch hebt ein jeder das hervor, was ihm für seine Zwecke passend erscheint.

Die Kunde von jenen Ereignissen habe sich, so schliesst *Fries*, rasch durch das ganze Stift verbreitet und zu gleichem Übermut angereizt. Er schiebt die Schuld daran hauptsächlich auf den Übereifer der bischöflichen Räte, welche die Zahl der zu erwartenden Reisigen übertrieben oder doch mehr angegeben hätten, als der Bischof wissen zu lassen vorläufig für gut hielt. Doch muss angenommen werden, dass nicht viel zu übertreiben war,

---

[1]) C. 3. — [2]) C. 24. 29. — [3]) C. 13. — [4]) C. 12. 13.

und dass die Anwesenheit so vieler Reisigen auf dem Schlosse um so mehr Furcht erregen musste, je ungewöhnlicher solch ein Ereignis war.

Die Antwort auf die Anfragen des Bischofs wurde diesem am 13. April (nach *Fries* am 12. April Nm.) unterbreitet. Dieselbe fiel trotz der Aufregung der Bürger ziemlich gelinde aus und bewegte sich im allgemeinen in gemässigter Sprache. Der Inhalt derselben und der darauf erfolgten Repliken und Dupliken des Bischofs und der Bürger war ungefähr folgender:

Seine fürstlichen Gnaden nehmen die Versicherung der Treue ihrer Untertanen, welche gegen die Bestrafung aufrührerischer Personen nichts einzuwenden haben, entgegen und geben der Bitte, für den Fall eines Kriegszuges von der Stellung einer Bürgerabteilung enthoben zu werden, statt. Bezüglich der Einquartierung von Reitern brauche man keine Besorgnis zu haben; mit mehr als 15 Reitern auf einmal würden sie kaum behelligt. Der Rat willigte ein, Reiter bis zu dieser Zahl durch das Rennweger- und Brückentor einzulassen, aber nur zu einem Nachtquartier. Gegen den Vorwurf, als stehe er der freien Predigt des göttlichen Wortes entgegen, verwahrte sich der Bischof ganz entschieden. In anderen weniger wichtigen Punkten gab es keine Meinungsverschiedenheit. Alle sonstigen Beschwerden der Bürger, wie über den Wein- und Bodenzins, Zulassung der Einfuhr von Wein, Übergriffe der Geistlichen, behielt man sich vor bis zu einem allgemeinen Landtage, den der Bischof rasch bewilligte, aber auf einen ziemlich späten Termin ansetzte. Denn auch die Landschaft sollte zu demselben geladen werden.

Cronthal gibt die Anfrage des Bischofs und die Antwort des Stadtrates fast genau mit demselben Wortlaute wie *Fries*. Bezüglich der Beschlüsse jedoch, die von den

einzelnen Vierteln einliefen, begnügt er sich zu bemerken: *„Dergleichen antwort gaben auch die andern viertel alle, allein dass sie ihre bas geschickt höcher angezogen und ernstlicher gestellt hatten.“* [1])

Bei *Fries* erfahren wir auch, was die einzelnen Viertel vorbrachten, insoweit ihre Forderungen von den Artikeln des Rates abwichen. Dabei ist unverkennbar, wie einzelne Stadtteile, so Haug, Gainheim und Pleichach eine schärfere Sprache führen und Vorwürfe gegen die Regierung erheben, während andere, besonders Bastheim, wo die Geistlichen wohnten, mit dem Rate übereinstimmen und sich massvoller Ausdrücke bedienen.

Was die Wiedergabe des bischöflichen Bescheides betrifft, so sind die Artikel zum Teil ohne wesentlichen Unterschied angeführt. Der Stadtschreiber strebt grössere Bestimmtheit und Genauigkeit an und sucht es so hinzustellen, als sei der Bischof mit den Forderungen der Bürger im ganzen einverstanden. Nach ihm erklärt der bischöfliche Hofmeister Sebastian von Rotenhan ausdrücklich, mehr als 15 Reiter auf einmal brauche man nicht zu befürchten, von 100 oder 200 sei nicht die Rede. Aus der Darstellung des Hofhistoriographen gewinnt man mehr den Eindruck, dass der Fürst sich die einzelnen Zugeständnisse nur ungern abringen lässt, dass er bestrebt ist, den Untertanen gegenüber, die stets das Unannehmbare und womöglich Gefährliche seiner Vorschläge betonen, manches in einem harmloseren Lichte erscheinen zu lassen. So heisst es, die Ritter würden *„nit mit so grossen haufen“* kommen.[2]) Von einer Einquartierung in Bürgerhäusern ist gar nicht mehr die Rede. Gleichwohl bemerkt er an einer Stelle des Abschnittes: *„und verharrten die burgere nichts desto minder uf ihren achzehen augen.“* [3])

---

[1]) C. 3. 4. — [2]) F. 83. — [3]) F. 84.

Nach *Cronthal* erfolgte der Bescheid mündlich durch Abgesandte des Bischofs — Führer war Sebastian von Rotenhan — vor dem Stadtrate in Gegenwart des Ausschusses am 14. April. Darauf traten die Erstgenannten aus, und nach erfolgter Beratung erteilte der Stadtschreiber mündlich die Antwort. Nach der andern Quelle liess der Bischof am gleichen Datum Bürgermeister, Viertelsmeister und einige aus dem Rat zu sich aufs Schloss kommen und ihnen seine Antwort vortragen. Darauf redete er mit ihnen, ermahnte sie an ihre Pflicht und warnte vor Gefahr, worauf sie ihm Treue gelobten. Der Stadtschreiber hingegen berichtet von einer anderen solchen Unterredung auf dem Schloss, die erst am 20. April stattfand und bei welcher Verschiedenes zur Sprache kam.

Es sei an dieser Stelle auf einen kleinen Widerspruch bei *Fries* selbst aufmerksam gemacht.[1]) Er lässt die am 11. April nach Neustadt a. d. Aisch abgefertigten bischöflichen Bevollmächtigteu berichten, der Bischof habe vor, auf den 30. April einen Landtag einzuberufen, während ein diesbezüglicher Antrag seitens der Würzburger Bürger erst am 12. bezw. 13. April erfolgte.[2])

Der Fürst war durch die halberzwungene Nachgiebigkeit gegenüber seinen Untertanen empfindlich berührt. Voll Unmut macht sein Chronist dem Rate der Stadt den Vorwurf, seine Werke seien hinter den gegebenen Versprechungen zurückgeblieben.[3]) Die ganze schwere Verantwortung für die Übergriffe des Pöbels wird auf ihn gewälzt, der doch zu vermitteln suchte, soviel er konnte.

Mag auch in der Haltung der Stadtoberen gegen den Bischof sowohl wie gegen die Bürger Entschiedenheit zu vermissen sein, so zeigten sie sich doch im übrigen als um-

---

[1]) F. 70. — [2]) F. 76. C. 3. 4. — [3]) F. 84.

sichtige Männer und liessen es nicht an den zu einer Belagerung notwendigen Vorkehrungen fehlen.

Da ringsum im Stifte alles rebellisch wurde, musste man in erster Linie rechtzeitig für Zufuhr sorgen. Eine Proviantkommission, zu der auch ein bischöflicher Beamter als Mitglied erbeten wurde, trat am 15. April in Tätigkeit.[1]) Korn- und Mehlvorräte wurden besichtigt und dafür gesorgt, dass nichts davon ausgeführt werde.[2]) Die Klöster wurden angehalten, den vierten Teil ihres Vorrats zur Verfügung zu stellen, um die Gefahr einer Teuerung hintanzuhalten. Ein nur bei *Fries* zitierter Antrag des Dietricher Viertels, in welchem verschiedene Vorschläge zum Schutze der Stadt nach aussen und zur Sicherung der Ruhe und Ordnung im Innern gemacht werden, lautete sogar dahin, dass arme Bürger Unterstützung in natura oder Geld erhalten sollten.[3])

Dem Bischof wurden auf Verlangen zwei Gänge in der Mainmühle zur Benutzung überlassen und zugleich die Bitte angefügt, er möge dem Klosten Maidbronn verbieten, durch Stauung des Pleichachwassers den Würzburger Müllern zu schaden.[4]) Doch von einer Abstellung dieses Missstandes in jener Zeit vernehmen wir nichts. Auch bezüglich der Mühlen in Zell herrschte Zwiespalt zwischen Bürgerschaft und Bischof, dem der Vorwurf gemacht wurde, er wolle sie der Stadt zum Trotz und Nachteil allein ausnützen.[5])

Bischöfliche Reiter hatten Bauern auf dem Felde erstochen.[6]) Die Metzgersknechte trauten sich infolgedessen nicht mehr aufs Land hinaus. Darüber beklagte man sich. Die Leute des Bischofs waren eben vielfach gezwungen, durch Felder und Weinanlagen zu reiten, da man ihnen böswillig den Weg verlegte.[7]) Überdies wurden hin und

---

[1]) C. 5. 8. 24. F. 82. — [2]) C. 10. — [3]) F. 104. 105. — [4]) C. 14. 15. F. 80. — [5]) C. 27. — [6]) C. 21. — [7]) C. 24.

wieder Nachrichten von Übergriffen der Bischöflichen ausgestreut, die sich hinterher als unwahr herausstellten.[1])

Als die offenkundige Rüstung auf dem Schlosse, von der wir weiter unten Genaueres hören werden, die Bürger immer mehr beunruhigte, kaufte der Rat vom Kloster Maidbronn Butter in Masse an, nur damit dieselbe nicht auf die Feste gebracht werden könne.[2])

Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung gelang dem Rate nur mit Mühe und Not. Die Geistlichen, soweit sie nicht bereits auf das Schloss oder nach Mainz geflüchtet waren, verlangten mit Recht Sicherheit für Person und Eigentum. Ausweisungen führten zu nichts, da man die Betroffenen doch nicht hindern konnte, wieder hereinzukommen. Auch die fortwährenden Zwistigkeiten zwischen Bürgerschaft uud Geistlichkeit standen der Durchführung geordneter Verhältnisse sehr im Wege. Bürger vom Hauger Viertel meldeten, die Herren des Stiftes Haug hätten ihren Hof mit Büchsen und Wehren versehen;[3]) das Gainheimer Viertel erhob Klage, dass die Geistlichen nächtlicher Weise nach Torschluss ein- und ausgingen.[4]) Man konnte den Bürgern nicht zumuten, sich ein Bollwerk der Geistlichen hart an der Stadtmauer gefallen zu lassen. Andererseits war es diesen nicht zu verargen, wenn sie sich selbst zu helfen versuchten. Kurz entschlossen schickte der Rat einige seiner Schutzleute in den Hof von Stift Haug, das für deren Unterhalt aufkommen musste.

Allmählich befand sich die Stadt in einer Art Belagerungszustand. Turm- und Torwachen waren aufgestellt und wurden nach Bedürfnis verstärkt und kontrolliert. Die Ausfuhr von Pulver wurde verboten.[5]) Zur raschen gegen-

---

[1]) F. 149. 150. — [2]) C. 21. — [3]) C. 12. 13. — [4]) F. 79. 82. — [5]) F. II. 213. 214.

seitigen Verständigung der Wachen wurden Zeichen verabredet.[1] Damit in den sogenannten Viertelshäusern Ruhe und Ordnung gehalten werde, hatte das Dietricher Viertel beantragt, es solle zwar gestattet sein, an Feiertagen nachmittags dort sein Geld zu verzehren; doch solle immer eine obrigkeitliche Person anwesend sein.[2] Einmal erwog man sogar im Rate die Schliessung dieser Häuser.[3]

Der Bischof hörte es nicht gerne, dass die Bürger der Wache in Kriegstracht einhergingen.[4] Demgegenüber wies man auf das ihm gegebene Versprechen der Treue hin. Die Bewaffneten seien nicht ihm zum Trutz, sondern zum Schutze der Stadt da. Geradeso versicherte der Bischof, als man sich bei ihm über die Rüstungen der Geistlichen beschwerte, in den Zeiten des Aufruhrs versehe sich ein jeder gerne zum besten.[5] Und auch später betonte er, die Kriegsvorbereitungen auf dem Schlosse geschähen für die Stadt.

Das Verlangen des Landesherrn, im Notfalle eine Bürgerabteilung mit ins Feld rücken zu lassen, hatte die Zweckmässigkeit einer Ergänzung der Bürgermiliz zum Schutze der Mauern und zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern nahelegt. Der Rat beauftragte daher die Bürgermeister, die bis dahin noch unvereidigten Bürgerssöhne, sowie die Häcker und von auswärts zugezogenen Handwerksgesellen in Pflicht zu nehmen.[6] Dies wurde am 19. April vollzogen. Es hatte sich bereits das Gerücht verbreitet, der Bischof wolle sie für seinen Dienst anwerben.[7] Die Handwerksgesellen zählten bei 450 Mann. Ihr Gesuch um Sold wurde abgeschlagen.

Gelegentlich einer Unterredung mit den Abgesandten der Stadt am 20. April hatte Bischof Konrad den Wunsch

[1]) C. 15. — [2]) F. 105. — [3]) C. 45. — [4]) C. 8. — [5]) F. 82. — [6]) C. 13. 15. — [7]) F. 105.

geäussert, es sollten die Männer, die gern Ruhe und Frieden sähen, zusammentreten, sich unterreden und in den einzelnen Stadtteilen von den Bösgesinnten trennen; sie würden sehen, dass sie in der Mehrzahl seien.[1]) So sei es ein Leichtes, dieselben zu strafen oder bis auf weiteres aus der Stadt zu verweisen. Ein schwacher Versuch dazu wurde gemacht. Energisch durchgeführt, hätte er wohl zu Schlimmerem geführt, als es in der Tat der Fall war, zu offenem Bürgerkampf und zur Absetzung des Rates wie in der Nachbarstadt Rothenburg.

Welch schweren Stand der Rat gegenüber den unruhigen Bürgern hatte, zeigt deutlich der Vorgang am 27. April.[2]) Hauptsächlich aus den Vorstädten Haug und Pleichach hatten sich gegen 300 Männer auf dem Judenkirchhof (Iuliusspitalgarten mit Anatomie) versammelt mit dem Vorhaben, nach dem Kloster Maidbronn zu ziehen, dasselbe zu überfallen und zu plündern. Es gelang noch den von diesem Plane in Kenntnis gesetzten Bürgermeistern, Ratsherren und Viertelsmeistern, den Haufen durch ein eindringliches Verbot von seinem Zuge abwendig zu machen.

Der Stadtschreiber verschweigt diesen Vorgang. Dagegen erwähnt er einen *„zugreif und einfall“*, den man am 18. oder 19. April *„zu s. Affra“* getan, indem man *„etlichen wein aus dem keller gezogen“*.[3])

Hans Bermeter und seine Gesellen hatten nicht übel Lust, sich durch den Wein der Geistlichen für die entgangene Beute bezahlt zu machen.[4]) Da errichtete mit Bewilligung des Rates der Viertelsmeister und Wirt Balthasar Wirtzburger eine Sicherheitswache im Barfüsserkloster. Ein jedes Viertel sollte hiezu eine Anzahl von

---

[1]) C. 16. 17. 18. 20. F. 84. — [2]) F. 152. 153. — [3]) C. 16. — [4]) F. 153. C. 28.

Bewaffneten stellen, und diese jeden Auflauf und andere Ungebühr verhindern. Anfangs wollten die drei Stadtteile Sand, Haug, und Pleichach (nach *Cronthal* nur Haug und Pleichach) sich dieser Ordnung nicht fügen. Aber schliesslich gaben sie nach, und es wurden vier Männer zu Hauptleuten dieser Bürgerwehr ernannt. Diese erliessen strenge Befehle, sich an dem Eigentum der Geistlichen nicht zu vergreifen. Wirklich wurde im Anfang viel Mutwillen und Unfug verhütet. Aber bald liess Zucht und Ordnung nach, und es kam, wie *Fries* berichtet, dahin, dass die Wache selbst tat, was sie anderen wehren sollte. Nach Abschluss des Bündnisses mit den Bauern wurde sie aufgehoben.[1])

Inzwischen hatte der Rat zahlreiche Gesandtschaften von Städten und Dörfern des Hochstifts abzufertigen und viele Schreiben an solche zu senden.[2]) Dies geschah mit Wissen des Bischofs.[3]) Von allen Seiten wurde er über die Fortschritte der Aufständischen benachrichtigt und um Verhaltungsmassregeln gebeten. Seine Boten gingen nach allen Richtungen, um sich zu erkundigen, wie die Sachen stünden.[4]) Manche Gemeinden besorgten, sie möchten nicht zum Landtag geboten werden, und ersuchten, die dazu geeigneten Schritte zu tun.[5]) Die einen vertröstete er auf den kommenden Landtag, den anderen versprach er, sich beim Bischofe für sie zu verwenden. Es suchte also im vollsten Masse der Vermittelungs- und Beschwichtigungsrolle, die ihm zugefallen war, gerecht zu werden.

Derartiges erwähnt *Fries* nicht, oder hebt es nicht hervor, so nicht den Bescheid, der den Neustädtern, Bischofsheimern, Stadtlauringern zu teil wurde. Bei dem Kapitel über das Amt Karlburg wird betreffs der Karl-

---

[1]) F. 202. — [2]) C. 11 ff. — [3]) C. 17. — [4]) C. 24. — [5]) C. 10—15. 7. 18 ff.

stadter nur die Tatsache einer Anfrage und Antwort registriert ohne näheren Inhalt, den man aus einer darauf erfolgten Antwort der Karlstadter erraten kann.[1]) Bezüglich der Hassfurter bemerkt er ausdrücklich, dass er die Antwort nicht gefunden habe.

III. Vorbereitungen zum Landtag und dessen misslungener Verlauf. Flucht des Bischofs. Abschluss des Bündnisses zwischen Bürgern und Bauern.

Bischof Konrad von Thüngen erliess am Karsamstag, den 15. April, ein amtliches Schreiben, durch welches Abgeordnete der Städte und Gemeinden auf den Sonntag Misericordia domini, den 30. April, nach Würzburg beschieden wurden, damit alle Beschwerden der Bauern vorgebracht, auf ihre Berechtigung und Billigkeit geprüft und die geeigneten Mittel beraten würden, Missständen und Mängeln abzuhelfen und Aufruhr und Empörungen zu begegnen.[2])

Dass der Bischof sich auf ein so gewagtes und aussergewöhnliches Mittel, wie es der allgemeine Landtag war, so rasch einliess, ist auffallend. Furcht und Entmutigung hatten ihm kaum dieses Zugeständnis abgerungen. Denn wenn auch vom Schwäbischen Bund und vom Fränkischen Kreis zunächst keine Hilfe zu erwarten war, wenn auch der Bischof von allen Geldmitteln vollständig entblösst zu sein schien, so hatte er doch noch die fränkische Ritterschaft, besonders den mächtigen Grafen und Erbmarschall des Hochstiftes Wilhelm von Henneberg auf seiner Seite, der ihm gerade damals ein glänzendes Anerbieten machte.[3]) Erklärte sich doch dieser bereit, in kürzester Frist mit stattlicher Trup-

---

[1]) F. II. 29 ff. 32. — [2]) F. 85. C. 9. — [3]) F. 120—131.

penmacht, mit mehr als 1000 Fussknechten, 200 Reitern und etlichen Büchsenmeistern, in Würzburg einzurücken. Die hiezu nötigen Verhandlungen wegen der vom Bischof vorzustreckenden Kosten waren bereits in vollem Gange.

Auffallend ist aber auch, dass *Fries*, der die Versammlung der Ritterschaft auf dem Schlosse als ein unerhörtes Ereignis bezeichnet, die Bewilligung des allgemeinen Landtages ohne weiteren Zusatz berichtet, als habe es dem Bischof gar keinen schweren Entschluss gekostet, als hätten die Räte des Bischofs zu dem Vorschlage keine Stellung genommen oder gar nicht einmal Gelegenheit dazu gehabt. Der Bischof setzte eben seine Hoffnung vor allem auf den Erbmarschall.[1]) Von dem Landtage versprach er sich offenbar sehr wenig.[2]) Darum hören wir nichts von Verbesserungsvorschlägen, die etwa dort von seiner Seite hätten gemacht werden sollen. Eben deshalb mochte er auch dem Verlangen, den Termin früher (nur *Cronthal* nennt das bestimmte Datum 24. April[3]) anzusetzen, sich so beharrlich entziehen.[4]) Sein Bedenken, die Abgeordneten könnten in so kurzer Frist nicht in Würzburg eintreffen, war nicht stichhaltig. Denn wir sehen, dass damals der Verkehr der Boten durch das Hochstift sehr rasch vor sich ging; und Unmögliches hätte man sicher nicht begehrt. Ein grosser Teil der Stadt- und Landbewohner versprach sich viel von dem kommenden Landtag. Das beweisen die zahlreichen Anfragen, die von Städten und Gemeinden betreffs dieser Versammlung an den Bischof und den Stadtrat gerichtet wurden.[5]) Wollte man durch Verhandlungen überhaupt etwas erreichen, so musste es in der kürzesten Zeit versucht werden; denn der Zuzug ins Lager der Aufständischen mehrte sich von Tag zu Tag.

---

[1]) F. 131. 162. 171. Doch vergl. F. 128. — [2]) F. 83. — [3]) C. 7. 15. — [4]) F. 84. — [5]) C. 11 ff.

Bezeichnend ist, dass der Stadtschreiber von den Verhandlungen mit dem Grafen von Henneberg, abgesehen von der kurzen Erwähnung in dem damals vielgenannten Briefe eines bischöflichen Beamten, von dem später die Rede sein wird, gar nichts zu berichten weiss.[1])

Gelang es nicht, die Landschaft hinzuhalten und zu beschwichtigen, so galt es vor allem, die Bürgerschaft von Würzburg sich geneigt und von der Sache der Bauern abwendig zu machen. In den Besprechungen, welche vor dem Landtage zwischen dem Stadtrate und den Stellvertretern des Bischofs oder auf dem Schlosse mit diesem selbst stattfanden, tritt die Absicht hiezu unverkennbar zu tage. Aber die Würzburger, im guten Glauben an den Erfolg des Landtages, waren nicht gewillt, die Landschaft im Stiche zu lassen.

Vielmehr wurden sie mit steigender Unruhe erfüllt, als sie sahen, dass das Schloss, welches sie und ihre Vorfahren seit Jahrhunderten als Zwingburg anzusehen gewohnt waren, fortwährend mit Munition und Proviant versehen wurde. Der Versicherung ihres Herrn, dies alles geschehe ja nur zum Schutze der Stadt, setzten sie immer noch Misstrauen entgegen. Andererseits war auch der Bischof klug genug, die freundliche Einladung, sich doch in der Stadt sehen zu lassen, abzulehnen.[2]) Zum mindesten hätte es ausserordentlicher Massregeln zum Schutze seiner Person bedurft, wenn auch nicht zu verkennnen ist, dass ein solcher Schritt des Vertrauens und der Zuversicht ihm sicherlich die Zuneigung vieler Bürger verschafft hätte.

Getreu seiner Vermittelungsrolle fragte der Rat am 20. April bei seinem Fürsten an, ob es nicht gut sei, Gesandtschaften in die Bauernlager su senden, um deren Ge-

---

[1]) C. 37. — [2]) C. 17.

sinnung zu erkunden und sie womöglich zu beruhigen.[1]) Dieser hatte nichts dagegen einzuwenden, erklärte aber offen, dass er sich nicht viel davon verspreche.[2]) Wie sehr er recht hatte, beweisen die nichtssagenden ausweichenden Antworten der Bauern, welche vorschützten, der Zuzug mehre sich von Tag zu Tag, man könne infolgedessen noch keine Entscheidung treffen.[3]) Auch waren Briefe von Herrschaften durch die Bauern aufgefangen worden, *„durch welche das gemeine volk solt beschedigt werden."*[4])

Dass jene Anfrage schon am angegebenen Datum erfolgte, erfahren wir nur durch den Stadtschreiber, der dann das Weitere im wesentlichen übereinstimmend mit *Fries* berichtet. Den Verdacht, einzelne der Abgesandten hätten sich mündlich zu weit mit den Bauern eingelassen, spricht nur letzterer aus.[5])

Kaum waren die Antwortschreiben aus den Lagern eingetroffen und Abschriften derselben an einige auswärtige Gemeinden verschickt worden, da erschienen mehrere Domherren vor dem Rate, um sich nach dem Inhalte derselben zu erkundigen, worauf auch ihnen Kopien ausgehändigt wurden.[6]) Sie begannen jedoch weiter zu forschen, ob man auch gesonnen sei, den Bauern zu widerstehen und wie das Kapitel alles für das Wohl der Stadt zu tun. Der Rat aber, mochte er nun über das Misstrauen wirklich empört sein oder, den versteckten Vorwurf wohl durchschauend, ein Eingehen auf diese peinliche Frage vermeiden, gab ihnen zur Antwort, die Herren des Kapitels hätten zwar versprochen, Leib und Leben, Gut und Ehre für die Stadt zu opfern, aber trotzdem sich zum grössten Teil aus derselben entfernt. Sollten sie wieder zurückkehren, so werde ihnen die gebührende Antwort zu teil.

---

[1]) C. 15. 17. 18. 23 ff. F. 134. 149. — [2]) C. 25. 26. — [3]) F. 137. — [4]) F. 137. — [5]) F. 136. — [6]) C. 26. 27.

Die Sitzung wurde noch ziemlich erregt. Die Domherren erklärten, wohl seien manche Beschwerden von der Bürgerschaft geltend gemacht worden, aber noch nie seien solche vor das Kapitel gelangt.[1]) Darauf entgegneten die Stadtväter, schon viele Schriftstücke habe man dem gnädigen Herrn und dem Domkapitel überreicht und oft um Bescheid nachgesucht, aber nie einen solchen erhalten. Einmal noch solle es auf dem künftigen Landtage versucht werden.

Auch sonst machten sich im Rate bedenkliche Anzeichen unzufriedener, unbotmässiger Gesinnung bemerkbar.[2]) Als am 26. April der Stadtschreiber *Martin Cronthal* dort über die Verhandlungen mit dem Bischof referierte und mit eindringlichen Worten auf die Güte und das Entgegenkommen des Fürsten hinwies, da fanden seine Worte nicht mehr in aller Herzen Widerhall. Einige äusserten sogar, man brauche keinen bischöflichen Schultheissen mehr; man könne auch ohne ihn zurechtkommen. In einer der darauffolgenden Sitzungen konnte sich der dort anwesende Viertelsmeister Balthasar Wirtzburger die Bemerkung erlauben, der Rat solle nichts zu bestimmen haben; wenn es dem nachgehe, erreiche man nichts.

Inzwischen war der für den Landtag angesetzte Termin immer näher gerückt. Indes die Ereignisse der letzten Tage nahmen einen für den Bischof bedrohlichen Charakter an[3]). Die Klöster Himmelspforten, Ober- und Unterzell wurden ausgeplündert. Einem Adeligen, der bei Himmelspforten über den Main reiten wollte, wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen. Bei Schwarzach bildete sich ein Bauernhaufe. Die Wache bei den Barfüssern scheint für diesen bei Gelegenheit einer Musterung Sympathiekund-

---

[1]) Vergl. F. 202. Mitte. — [2]) C. 24. — [3]) F. 153. 155.

gebungen veranstaltet zu haben. Beim Abziehen durch die Wagnergasse (jetzt Neubaustrasse) führte man nämlich ein Rad als Abzeichen.

Nur gelegentlich streift *Cronthal* solche Vorgänge, so die Gewalttaten der Veitshöchheimer in der Zeller Mühle, die übrigens wenn auch ohne Erfolg für die Bewachung derselben Wein vom Stadtrate beanspruchten,[1]) ferner die Beschwerden der bischöflichen Abgesandten wegen Absperrung der Wege zum Schloss und wegen Belästigung bischöflicher Reiter durch Schiessen und Beraubung der Waffen.

Solche Ereignisse waren nicht geeignet, den Bischof und seine Umgebung zu beruhigen. Dieser fühlte sich in seiner Residenzstadt bedroht und liess deshalb wiederholt beim Rate anfragen, ob es nicht angehe, den allgemeinen Landtag vor dem Schlosse abzuhalten oder in der Stadt für seine Person einen Stellvertreter zuzulassen.[2]) Der Rat erklärte, er sei nicht berechtigt, hinter dem Rücken der Landschaft etwas zu bewilligen, erbot sich jedoch, für die Sicherheit des Fürsten zu bürgen.

Inzwischen hatten die Viertelsmeister, Rechenmeister und ein Ausschuss aller Viertel in Würzburg ihre Beschwerden in 14 Artikeln abgefasst. Diese wurden am 30. April vor versammeltem Rate verlesen.[3]) Nur dem Stadtschreiber verdanken wir den Wortlaut derselben.

Sie enthielten zum Teil Forderungen, welche damals die schwäbischen Bauern in ihren durch zahlreiche Abdrucke fast überall in Südwestdeutschland verbreiteten Artikeln niedergelegt und bei vielen Obrigkeiten bereits durchgesetzt hatten. Solche waren: Freie Wahl der Geistlichen, Abschaffung der Leibeigenschaft, allgemeines Fisch-, Jagd-

[1]) C. 29. — [2]) C. 28. 29. F. 155. 156. — [3]) C. 30 ff. Vergl. F. 191—195.

und Holzrecht, soweit es nicht durch rechtmässigen Kauf erworben war. Ausserdem begegnen wir Beschwerden, die eine Erweiterung der oben genannten Artikel der Bauern darstellten. So sollten die überflüssigen Stifter und Klöster aufgehoben und die dermaligen Mitglieder derselben abgefunden werden. Bei der Einhebung und Verwendung des sogenannten grossen Zehnten waren Missbräuche eingerissen. Darum sollte dieser und aller kleiner Zehnt abgeschafft und dafür der Dreissigste zum Unterhalt der Geistlichen eingeführt werden. Die Unsitte des Rentenkaufs hatte viele Güter soweit heruntergebracht, dass sich deren Anbau nicht mehr lohnte. Man verlangte nun nicht bloss, dass die übermässige Rente nach dem Gutachten rechtlicher Leute gemindert werde, sondern dass die bisher über Gebühr und Herkommen verausgabten Zinsbeträge zusammen als Rückkaufssumme anerkannt werden sollten.

Neben diesen Artikeln, die auch für das Land Geltung haben konnten, wurden aber auch Forderungen aufgestellt, die besonders für die Stadt als nötig erachtet werden mussten, wie: Zollfreiheit, Übernahme des Unterhaltes der Verkehrswege durch die anliegenden Städte und Gemeinden, Beseitigung des Stadtgeldes für Landbewohner, Besetzung des Stadtgerichtes, das sich mit Streitigkeiten über Verpflichtungen der Bürger zu Wacht-, Waffen- und Frondiensten zu befassen hatte, mit redlichen Männern, Übergang der Polizeigewalt von den Geistlichen (Oberrat) an die Bürgerschaft, endgültige Festsetzung des Münzwertes. Ferner wurde beantragt, dass die Ratsherren, die bisher jedenfalls der Bestätigung durch den Bischof bedurft hatten, durch freie Wahl der übrigen Ratsmitglieder und Viertelsmeister und Sechser aufgestellt werden sollten. Der Bischof sollte auch einige Männer aus der Landschaft

als Räte annehmen. Diese und die folgende Anregung hätten bedeutsam für die Entwickelung einer landständischen Verfassung werden können. Es sollte nämlich alljährlich viermal, und wenn nötig, öfter eine kleine Versammlung aus allen Ständen, zwei Grafen, zwei Ritter, zwei aus gemeiner landsässiger Ritterschaft, sechs Städter, sechs Leute aus der Landschaft zusammentreten, damit solch langwierigen Kriegen und anderen Notständen vorgebeugt werde.

Wie die Bauern in ihren Artikeln ausdrücklich darauf hinwiesen, dass sie dem Kaiser und ihren rechtmässigen Oberen zu Gehorsam verpflichtet sein wollten, so erkannten auch die Würzburger den Bischof und sein Domkapitel als Herrn an.

Am 1. Mai wurde ein Ausschuss gewählt, der mit den Verordneten der Landschaft Fühlung nehmen sollte behufs gemeinsamer Fassung und Vorlage der Beschwerden.[1])

Noch einmal gelang es dem Rate, in Gegenwart der Viertelsmeister, des Ausschusses und vieler Bürger aus der Gemeinde eine Art loyaler Kundgebung zu veranstalten, indem einstimmig der Beschluss gefasst wurde, den Bischof als Herrn anzuerkennen, das Kapitel aber nur so lange, bis der Bischofsstuhl durch die freie Wahl des Kapitels wieder besetzt sei; doch dürfe dieselbe nicht durch vorherige Zugeständnisse der Wahlkandidaten beeinflusst werden.

An demselben Tage stellte auch Bischof Konrad von Thüngen sein Erscheinen auf dem Landtage im bischöflichen Saale für Dienstag den 2. Mai (der Termin hatte sich inzwischen verzögert) in Aussicht.[2]) Aber da trat ein für seine Sache unheilvolles Ereignis ein.

---

[1]) C. 33. 34. — [2]) C. 38. F. 155.

Die Bauernhauptleute von Iphofen und Ochsenfurt sagten durch ein Schreiben an den Würzburger Rat ihre Teilnahme am Landtage endgültig ab und warnten auch die Würzburger, denselben zu beschicken, indem sie die Kopie eines aufgefangenen Briefes übersandten, den der bischöfliche Kanzler Johann Brieff, also ein wohlunterrichteter, glaubwürdiger Mann, an den Prokurator Gilgen Essig zu Konstanz abgeschickt hatte.[1])

In diesem auf den 16. April datierten, längeren Schreiben wird der bisherige Verlauf des Aufruhres in Franken in mitunter sehr kräftigen Ausdrücken geschildert. Besonders lebhaft wird darin die Verwirrung und Mutlosigkeit der konservativen Kreise und deren Unmut über den Schwäbischen Bund gezeichnet, der nicht sogleich die geforderte Hilfe leistete. Als einzige Hoffnung des Bischofs wird die so bestimmt in Aussicht gestellte Hilfeleistung des Grafen von Henneberg bezeichnet.

Es lässt sich denken, dass die Erbitterung über diese Enthüllungen und die Freude über solche Geständnisse keine geringe im Lager der Aufständischen war, und dass ihre Macht und ihr Ansehen fortwährend zunahm. Die Kopien des Briefes verbreiteten sich wie ein Flugblat durch das ganze Hochstift. Etwas spät gelangte wenigstens die offizielle, sichere Kunde davon in die Hauptstadt.

Nach *Fries* müsste das Schreiben schon früher an den Rat gelangt sein. Er widmet demselben ein eigenes Kapitel und berichtet ohne Angabe des Einlaufsdatums: „Der Brief fiel nit herr von Wirtzburg in ir (der Bauern) hande; ward geoffet und den burgermeistern zu Wirtzburg copei davon zugeschickt, welche ferner dieselbigen schrift dem bischove, irem herren, furbrachten, bittend, zu ver-

---

[1]) C. 34 ff. F. 116 ff. 138.

schaffen, das solche und dergleichen schriften hiefur nit geschrieben; denn wa das geschehe, und die durch die bauern abermals geoffet, hette er selbst zu bedenken, zu was unrathe es allenthalben raichen mogte.“ Mag nun das Schreiben früher oder später in der Hauptstadt bekannt geworden sein, in jedem Falle war die Wirkung ein und dieselbe.

Dass der Bischof in eigener Person sich zur Stadt begeben wollte, gefiel seinen Räten durchaus nicht.[1] Sie suchten ihn auf alle Weise davon abzubringen. Nach der trefflichen Rede, die ihm sein Chronist in den Mund legt, zeigte bei dieser Gelegenheit der Fürst so recht seine Unerschrockenheit, Einsicht und Liebe zu seinen Untertanen. Er dankte den Räten für ihre treue Besorgtheit um sein Leben. Das Wohl des Volkes, das ungeduldig seine heilende Hand nicht abwarten wolle, erheische es, dass er sich zur Versammlung in die Stadt begebe, damit nicht noch alle abfielen und jegliches Vertrauen zu ihm verlören, der sich ihrem Anblicke so lange entzogen. Er selbst zweifle daran, dass es noch zu einem guten Ende kommen werde. Doch wolle er seinen Untertanen, die nicht für das gehalten werden wollten, was sie vielleicht längst im Herzen seien, keine Handhabe bieten zu dem Vorwurf, er sei der ersten Bedingung seines Ausschreibens nicht nachgekommen. Er vertraue sein Schloss ihren Händen zu sicherer Verwahrung an.

Die Räte, sehr betroffen über diese bestimmte Willensäusserung, versuchten nochmals, ihn umzustimmen, indem sie ihm vorstellten, er könne gefangen genommen und mit Gewalt dazu gezwungen werden, die Übergabe des Unserfrauenberges anzuordnen, deren sie sich dann mit Ehren nicht weigern könnten. Er aber beharrte bei

---

[1]) F. 156 ff.

inem Entschlusse. Doch bestellte er für alle Fälle eine ertretung auf dem Schlosse und liess darüber eine eigene kunde anfsetzen.

Bangen Herzens mochte er sich am Morgen des 2. ai mit wenigen seiner Getreuen auf den Weg zur Stadt egeben. Zwar hoffte er noch immer, durch den Grafen ilhelm von Henneberg, dem er erst einige Tage zuvor 00 Gulden zur Anwerbung von Kriegsknechten über- ndt hatte, aus seiner schwierigen Lage befreit zu werden.[1]) ber die Botenverbindung war durch die fortwährende ldung neuer Bauernlager unterbunden oder doch sehr schwert, so dass er immer noch in Ungewissheit hwebte. Doch auch ermutigt musste er sich fühlen, da n kurz zuvor durch einen pfalzgräflichen Boten die Nie- rwerfung des Aufstandes in Oberschwaben gemeldet orden war.

Würzburger Bürger standen in voller Rüstung geordnet ngs des Weges vom Schloss über die Brücke zum inne- n Stadttor, um ihn vor etwaiger Gewalttat zu schützen.

Mit den Verhandlungen des Landtages im bischöflichen ale nahm es einen unerwarteten Verlauf.[2]) Es war dort e Stadt Würzburg und der grössere Teil der Landschaft rtreten. Bezüglich einiger Ämter des Hochstifts stimmen e beiden Quellen nicht überein.

Bischof Konrad liess die Versammlung durch Doktor klas Geys, der in den vorausgehenden Tagen zumeist e Unterhandlungen mit der Bürgerschaft geleitet hatte, öffnen. Dieser wies auf die in dem eingangs erwähnten sschreiben angegebene Tagesordnung hin und knüpfte ran die Mahnung, man solle Klagen und Beschwerden t Vertrauen vorbringen, da der Landtag zur Wiederher- llung der Ordnung einberufen sei.

[1]) F. 162. — [2]) F. 164 ff. C. 38 ff.

Die Landschaft hatte sich bereits mit den Bürgern zu gemeinsamem Vorgehen verständigt. Es wurde ein Memorandum verlesen und dem Bischof unterbreitet. Der Inhalt desselben war ungefähr folgender: Unerträgliche Volksbedrückung durch die bischöflichen Beamten, noch mehr aber durch die Edelleute und Geistlichen habe einen Teil der Städte und Dörfer des Hochstiftes ins Lager der Aufständischen geführt. Ohne sie könne nicht weiter verhandelt werden. Der Bischof solle daher auch diese eigens laden. Leisteten diese Folge, so sei man bereit, in die Beratung einzutreten.

So kam es, dass alle zur Versammlung erschienenen Vertreter ihre Beschwerdeschriften für sich behielten mit der heimlichen Absicht, dadurch vorläufig jede Erörterung der Angelegenheiten zu hintertreiben und dann mit Hilfe der im Felde stehenden Bauernhaufen alle Forderungen durchzusetzen.[1])

Der Bischof gab dem Verlangen, den Rebellen eine direkte Vertretung auf dem Landtage zu gestatten, nach, wohl weil er fürchtete, die noch nicht Abgefallenen, besonders die Bürger von Würzburg, durch beharrliche Weigerung zu erbittern und zu reizen. Im Grunde genommen mochte ihm das Zugeständnis nicht allzu grosse Überwindung gekostet haben. Er verfolgte andere Pläne, und dazu konnte ihm eine Verzögerung nur willkommen sein.

Einige Männer von seiten des Bischofs, der Stadt und der Landschaft wurden also nach dem Lager des bei Gerolzhofen stehenden Heeres beordert, den Auftrag des Bischofs auszurichten. Sie bekamen aber von den Hauptleuten eine trotzige, herrische Antwort, dahin lautend, sie könnten sich auf Unterhandlungen nicht einlassen; die

---

[1]) C. 39.

wollten sie sich aufheben, bis sie selbst vor Würzburg stünden.[1]) Jener aufgefangene Brief des bischöflichen Kanzlers war es wiederum, auf welchen bei erneuten Begütigungsversuchen auch die Bauern aus dem Thaubertale hinwiesen.

Dies reichte hin den Landtag zu sprengen.[2]) Stadt und Land verbündeten sich, Gut und Blut der gemeinsamen Sache zu opfern, *„bei einander zu bleiben, zu sterben und zu genesen.“* Damit hatte der Rat bereits den ersten Schritt zum Abfall getan. Zwar gehörten seine Bundesgenossen noch nicht zu denen, die zu den Waffen gegriffen hatten, aber ihr Übertritt in das Lager der Rebellen war nur noch eine Frage der Zeit. Der Rat, nach *Fries* auch der Bischof, löste die Abgesandten aus ihren Herbergen in der Stadt, ein jeder eilte wieder seiner Heimat zu.

Die Lage des Bischofs wurde nun bedenklich genug. Nicht einmal die Adeligen blieben alle treu. Graf Georg von Wertheim und Erbmarschall Wilhelm von Henneberg vertrugen sich mit den Aufständischen.[3]) Mag auch dem Bischof dies zunächst noch unbekannt gewesen sein, so musste er doch eine bestimmte Nachricht von letzterem schmerzlich vermissen. Von der Landschaft nun auch aufgegeben, wandte er sich nochmals an die Bürger seiner Residenzstadt.[4]) Doch hier hatten die aufrührerischen Ideen schon zu tiefe Wurzeln gefasst. Zwei Bauernheere zugleich, der „helle“ Haufen vom Odenwald und das fränkische Heer von Gerolzhofen und dem Steigerwald rückten heran.[5]) Die Begeisterung in der Stadt war gross. Die Besonnenen und Gemässigten wurden nicht mehr gehört. Der Aufforderung zur Abstimmung über die erneuten Vorschläge des

---

1) F. 166. 167. C. 40. 41. — 2) F. 172. C. 40. 42. — 3) C. 46. 49. F. 128—131. — 4) F. 172. 173. C. 40. — 5) C. 46.

Bischofs [1]) (5. Mai), die Bürgerschaft solle die Verpflegung der Pferde der Ritter übernehmen, ferner ihre Beschwerden getrennt von der Landschaft vorbringen und mit ihm ein Bündnis gegen die Bauern eingehen, leisteten nur wenige Bürger Folge. Die Stadtväter lehnten das Anerbieten ab und gaben ihrem Fürsten den Rat, aus der Not eine Tugend zu machen und selbst ein „christlicher“ Bruder der Bauern zu werden.

Bei *Cronthal* sind die einzelnen Vorschläge des Bischofs genau angegeben, während *Fries* sich in allgemeinen Redewendungen ergeht, wie es denn auch am Schlusse heisst: „mit diesen und anderen worten.“ Betreffs der Antwort des Rates gehen beide Quellen stark auseinander. *Fries* gibt dieselbe nur inhaltlich wieder, oder vielmehr nur das, was die Abgeordneten des Bischofs mündlich berichteten, und wirft dem Rate bewusste Verstellung vor. Der Stadtschreiber bringt den Inhalt des Ratsbeschlusses, der allerdings dem Bischof nicht sofort — (erst am 8. Mai; damals war der Bischof schon auf der Flucht) — zugegangen zu sein scheint, da ja auch die Zustimmung der Viertelsgenossen eingeholt werden musste. Die drei Artikel werden auch begründet. Man spricht die Befürchtung aus, es möchten Unruhen entstehen, wenn man die Verpflegung der Ritterpferde übernehme. Bezüglich des zweiten Artikels beruft sich der Rat darauf, dass er den Vertretern der Landschaft versprochen habe, nicht einseitig vorzugehen. Und wenn man dem Bischof den Vorschlag macht, er solle alle die vertilgen und verfolgen, die dem Evangelio entgegen, er solle sich zur Bauernschaft tun und ein „christlicher“ Bruder werden, so lässt die Sprache an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Von einem „fursetzlichen

[1]) C. 43. 44.

ufzug“ kann also nicht die Rede sein.[1] Der Rat erfuhr die Flucht des Bischofs, die an demselben Tage (5. Mai) stattfand, erst später (7. Mai). Darnach mochte es zwecklos erscheinen, die Antwort zu übersenden, so dass erst am 8. Mai die Vertreter des Bischofs sich nach derselben erkundigten.[2] Auch davon, dass der Bischof am nächsten (6. Mai) Tage abermals angefragt und die Antwort erhalten habe, man könne die Viertelsgenossen nicht mehr zusammenbringen, da viele bezecht seien, bemerkt der Stadtschreiber nichts. Letzteres allerdings bestätigt er, indem nach seinem Berichte am 7. Mai grosser Unfug durch Betrunkene verübt ward.[3] Es ist eben auch diese Antwort bei *Fries* nur eine mündliche.

Angesichts der unmittelbar drohenden Gefahr rieten die sämtlichen treu gebliebenen Ritter dem Bischof, die Feste, bevor es zur Belagerung komme, zu verlassen, und bei der Versammlung des Schwäbischen Bundes oder dem Pfalzgrafen Ludwig in Heidelberg Hilfe zu suchen.[4] Der Fürst willigte ein und machte sich am Nachmittag des 5. Mai in Begleitung von ungefähr zwanzig Personen, darunter sein Marschall Heinz Truchsess von Wetzhausen, Doktor Nikolaus Geys und Sekretär Lorenz Fries, auf den Weg nach Heidelberg.

Mittlerweile rückten die Heere der Bauern näher und kamen am 6. und 7. Mai bis Höchberg und Heidingsfeld. Viele Bauern des Karlsburger Amtes lagerten bei Zell.[5]

In Würzburg herrschte grosse Aufregung. Die Leute auf den Strassen und in den Viertelshäusern sprachen von den kommenden Ereignissen, besonders von Götz von Berlichingen, dem Hauptmann der Odenwälder. Überall ging

---

[1]) F. 174. — [2]) C. 48. — [3]) C. 45. — [4]) F. 174—176. — [5]) F. 201. C. 51.

es hoch her; man schrie, die Bauern sollten eingelassen werden; denn sie seien in der Überzahl. Dabei wurde Unfug aller Art verübt, die Wache bei den Barfüssern bedroht und tätlich angegriffen, weshalb man sie um 100 Mann verstärkte. Auch Bermeter liess sich, trotzdem er der Stadt verwiesen worden war, mit seinen Genossen wieder sehen und trieb sein Unwesen, ohne dass man es wagte, ernstlich gegen ihn vorzugehen. [1])

Je näher für den Stadtrat der Augenblick der Entscheidung heranrückte, desto mehr zeigte sich seine Unentschlossenheit. Als am 6. Mai die benachbarten Heidingsfelder durch zwei „Ratsfreunde" sich erkundigten, [2]) wie weit die Verhandlungen mit dem Bischof und mit den Bauern gediehen seien, ob man den letzteren Quartier in Heidingsfeld bewilligen solle, da konnte man ihnen keine bestimmte Antwort geben, da man selbst befürchtete, sich der Aufrührer nicht erwehren zu können.

Die Nachricht von dem Wegritt des Bischofs und von der Greueltat der Weinsberger Bauern bewirkte, dass der Pöbel noch übermütiger, der Rat noch unentschiedener wurde.

Am 8. Mai erfolgte die erste schriftliche Anfrage der bei Heidingsfeld lagernden fränkischen Bauern, wie sich die Bürger zu halten gedächten bei einem Angriff auf das Schloss Unserfrauenberg. [3]) Nun musste man endgültig Stellung nehmen. Das Schreiben der Bauernhauptleute wurde in den Vierteln bekannt gemacht. Da aber der Bote auf unverweilter Antwort bestand, so sandte der Rat einen Diener ab mit einem Briefe, welcher die Bitte um Aufschub und die vorläufige Versicherung der unverbrüchlichen Treue des Rates zum heiligen Evangelium enthielt.

---

[1]) C. 46. 47. — [2]) C. 45. — [3]) C. 47 ff.

Um das Mass der Bitterkeit und des Verdrusses für den Rat vollends zum Überfliessen zu bringen, kam der Domdechant mit zwei Kapitelsherren, um Antwort zu begehren auf die jüngst am 5. Mai gemachten Vorschläge. Sie erhielten keinen erfreulichen Bescheid und mussten harte Vorwürfe hören, da der Bischof geflohen sei und die Domherrn sich aus der Stadt zurückgezogen hätten. Sie suchten zu begütigen, indem sie erklärten, auch der Bischof sei bereit, durch seine Stellvertreter das zu tun, wozu auch andere Fürsten, Grafen und Herren sich bereit erklärten. Auch sie wollten das heilige Evangelium aufrichten helfen und gemeinschaftlich mit den Mitgliedern des Rates, so gut es gehe, in Unterhandlungen mit den Bauernhauptleuten sich einlassen. Doch dies schlug ihnen der Rat ab.

So sehr sich auch die Stadtväter zu drehen und zu wenden suchten, so kam es doch, wie es kommen sollte. Als am Nachmittag Bürgermeister, Räte, Viertelsmeister und andere aus der Gemeinde im „Grünen Baum“ (Rathaus) versammelt waren, da erschienen auch einige Hauptleute der Odenwälder Bauern und begehrten Lieferung von Proviant, der ihnen auch gewährt wurde.[1]) Dies geschah in Gegenwart und mit besonderer Bewilligung der Räte des Bischofs. Bald hernach kamen drei andere Hauptleute vor das Rathaus und verlangten mit trotzigen Worten eine entschiedene Antwort, ob sie das Evangelium wollten aufrichten helfen oder nicht. Man lud sie ein, im Rathause selbst zu erscheinen und ihre Werbung vorzubringen. Doch dies lehnten sie ab mit der Begründung, es bedürfe ihrerseits keiner Verhandlung.

---

[1]) C. 49. 50.

Um so mehr gab es für sie auf dem Platze vor dem Rathause zu tun. Dort standen in grosser Zahl die Leute umher. An diese machten sie sich heran und bearbeiteten sie. Am meisten wirkte ihre Drohung, man werde die Weinberge der Bürger verwüsten. Man schrie und tobte, bis der Rat nachgab und das Bündnis genehmigte.

Aber gleich am ersten Tage wurden die Stadtväter stutzig über den Vertragsbruch, den die Bauern sich erlaubten. Die Hauptleute hatten unter anderm zugesagt, die Würzburger sollten „ungemussigt“ sein und die Kriegsführung den Bauern überlassen, also neutral bleiben und nur die nötige Zufuhr beschaffen. Da begehrten sie, man solle einige Bürger zu ihnen abordnen, damit sie „mit und bei der Handlung“ seien. Auch dies wurde schliesslich bewilligt. Der Domdechant und andere Räte des Bischofs waren bei diesen Verhandlungen zugegen und suchten bei den Hauptleuten für den nächsten Tag um Geleite nach, indem sie ihren Beitritt zum Bunde in Aussicht stellten.

Am folgenden Tage, dem 9. Mai, vollzog sich der Abschluss des Bundes in aller Form. Als Bevollmächtigter der Bauern war dabei der bekannte fränkische Edelmann Florian Geyer zugegen.[1]) Der Rat glaubte dem Bischof, beziehungsweise dessen Stellvertreter, die Pflicht aufsagen zu müssen und liess daher ein Schreiben auf das Schloss überbringen, worin er sein Tun als erzwungen zu entschuldigen suchte.

Fries fasste sich auch bei der Erzählung dieser Vorgänge sehr kurz und weicht in mancher Hinsicht von *Cronthal* ab, dem wir bisher in der Hauptsache gefolgt sind. So wird z. B. nicht gesagt, dass schon am 8. Mai

---

[1]) Vergleiche über ihn Max Lenz im 84. Bd. der preuss. Jahrbücher.

die bischöflichen Räte bei den Verhandlungen zugegen waren.[1]) Er behauptet, schon an diesem Tage habe sich die Bürgerschaft zur Teilnahme an der Eroberung des Schlosses verpflichtet, ferner habe man den Geistlichen Wein genommen und den Bauern damit ein Geschenk gemacht. An einer anderen Stelle erhebt er den Vorwurf, der Bund mit den Aufständischen sei schon erfolgt, bevor der Gehorsam gekündigt worden sei, und legt zum Beweise zwei Briefe an die Bildhäuser und Karlstädter vor, die jedoch kaum etwas enthalten, was mit dem Berichte des Stadtschreibers im Widerspruch stünde.[2]) Die Notwendigkeit einer Kündigung der Untertanenpflicht trat erst dann ein, sobald der Bund in aller Form zustande gekommen war.

Ferner beschuldigt er den Stadtrat, dieser habe die letzten Verhandlungen mit dem Bischof und seinen Stellvertretern absichtlich verschleppt, um die Ankunft der beiden Bauernheere abzuwarten und sich hinterher entschuldigen zu können, als sei er zum Abfall gezwungen worden. Vielmehr habe man die Bauern eingeladen, nach Würzburg zu kommen, wie er aus mehr denn einem Briefe erfahren haben will.[3]) Indes die betreffenden Schriftstücke bleibt er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit schuldig. Ein Schreiben, das am 6. Mai von den Hauptleuten der Bürgerwehr bei den Barfüssern dem Bauernhaufen bei Gerolzhofen zugebracht worden sein soll, wird nicht in unverkürztem Wortlaute, sondern nur inhaltlich zitiert, entbehrt also jeglicher Beweiskraft,[4]) ebenso der Brief, den er aus einer Antwort der Hauptleute des bei Bildhausen lagernden Bauernhaufens zu rekonstruieren versucht.[5]) Wenn *Fries* die Bauern bei Gerolzhofen ihre Absicht, nach

---

[1]) F. 201. 202. — [2]) F. 220. 221. — [3]) F. 174. — [4]) F. 171. — [5]) F. 379. F. 223=F. 378. F. 222=F. 377.

Würzburg zu ziehen, unter anderm damit begründen lässt, dass sie von den Bürgern daselbst eingeladen worden seien, so fehlt auch hier der schriftliche Nachweis.[1]) Vorsichtiger drückt er sich da aus, wo er von dem Odenwälder Haufen berichtet, diese Bauern seien von „etlichen von Wirtzburg durch Schickung und in Schriften“ ersucht worden, gen Würzburg zu kommen.[2])

Dagegen betont der Rat in Briefen an seine Bundesgenossen, wie z. B. an die Versammlung der oberländischen Bauern, zum Bündnis gezwungen worden zu sein.[3]) Die Bauern selbst erwähnen in den Schreiben an ihre Brüder wohl, dass sie nach Würzburg zu ziehen beabsichtigten, nirgends aber, dass sie dort auf den Beistand der Bürger zählen könnten oder gar von ihnen gerufen würden. Im Gegenteil, der Rat wird auch nachher als zu pfäffisch gesinnt verdächtigt.[4])

Zur Entschuldigung des keineswegs entschiedenen Verhaltens des Rates kann angeführt werden, dass gerade zur Zeit, als das Bündnis abgeschlossen wurde, auch die Stellvertreter des Bischofs im Beisein der Stadtväter mit den Bauern unterhandelten und schon wenigstens äusserlich dem Rate und den Bauern gegenüber zu erkennen gaben, man sei bereit zu tun, wozu sich auch andere Fürsten verstehen würden.[5]) Ratsherren der Stadt und Mitglieder des Domkapitels tauschten dabei ihre Meinung aus.[6]) Darauf beruft sich auch später der Rat in einem Schreiben an den Bischof. *Cronthal* erwähnt, ohne jedoch den Inhalt genauer anzugeben, eine Schrift, die der Domdechant ihm, dem Stadtschreiber, gegeben habe; darin seine Anweisungen gestanden, „wie man die Sachen fördern wolle.“[7])

---

[1]) F. 170. — [2]) F. 168. — [3]) F. 220. 221. F. II. 34. — [4]) C. 30. 62. — [5]) C. 49. 50. — [6]) C. 83. F. 207. — [7]) C. 50.

IV. Die Belagerung der Feste Marienberg.

Bevor wir die Ereignisse weiter verfolgen, verlohnt es sich, einen Blick auf das Schloss zu werfen, dessen Belagerung im Bauernkriege eine so wichtige Rolle spielt.

Auch in den vorausgehenden Jahrhunderten hat dieser stattliche Bau, der zu allen Zeiten der Metropole Frankens ihr eigentümliches Gepräge verlieh, in den vielen Kämpfen zwischen der Bürgerschaft und den Bischöfen für letztere als sicherer Zufluchtsort gedient. Er war Anfangs, soweit sich die Aufzeichnungen verfolgen lassen, die Residenz der fränkisch-thüringischen Herzoge. Der Name Frauenberg (später Unserfrauenberg, jetzt Marienberg) wird auf die Muttergotteskirche zurückzuführen sein, welche dort frühzeitig erbaut wurde. Herzog Hetan vererbte Schloss und Kirche an seine Tochter Immina. Diese führte dort mit gleichgesinnten Frauen eine Art Klosterleben, vertauschte aber ihren Wohnsitz gegen Schloss Karlburg an den Bischof Burkard. Dessen Nachfolger benutzten es als Schirmburg für die Stadt, ohne jedoch vorerst ständig ihren Aufenthalt dort zu nehmen. Aber seit dem Ende des elften Jahrhunderts gab es wiederholt Zwistigkeiten zwischen Bischöfen und Bürgern. Eine ernstliche Zusammenrottung von Würzburgern unter der Regierung Hermanns von Lobdeburg, der nur mit List sich aus der Gefangenschaft seiner Untertanen befreien konnte, veranlasste diesen im Jahre 1250 seine Residenz dauernd in die Burg zu verlegen, und seine Nachfolger wagten nicht mehr, von dieser Sitte abzuweichen. In den zahlreichen Fehden der folgenden Jahrhunderte hatte sich die Festung erprobt. Alle Versuche der Bürger, mit der verhassten Zwingburg auch der Herrschaft des Bischofs sich zu entledigen waren, bis jetzt gescheitert.

Die Fürstbischöfe hatten aber auch keine Opfer gescheut, dieselbe je nach den Bedürfnissen der Zeit zu befestigen, zu vergrössern und auszubauen. Besonders Rudolf von Scherenberg (1466—1495) liess, um das Schloss auch gegen die neuen Feuerwaffen uneinnehmbar zu machen, eine gründliche Restauration vornehnen. Die Mauern wurden verstärkt, die hölzernen Erker an den Türmen beseitigt oder durch feuersichere, steinerne ersetzt, die Türme selbst gleich den Mauern zum Teil umgebaut und mit Schiessscharten versehen.

Auch sonst war das Schloss stets zu einer Belagerung gerüstet. Es bot in seinen Mauern genug Räume zur Aufnahme einer zahlreichen Besatzung und der entsprechenden Menge von Proviant und Munition.

Bischof Konrad von Thüngen hatte an dem Ritter Sebastian von Rotenhan den tüchtigsten Mann gefunden, dem er die Leitung der notwendigen Rüstungen auf dem Schlosse anvertrauen konnte. Dieser ist gewissermassen als die Seele der Verteidigung anzusehen. Mit kundigem Blick ersah er, was vor allem nottat.[1]

Proviant und Munition wurden in bedeutenden Massen auf die Feste hinaufgeschafft. An Wasser, das man aus einem tiefen Schachtbrunnen, ausserdem durch eine Wasserleitung von Höchberg her gewann, war Überfluss. Sogar eine Mehl- und eine Pulvermühle wurde errichtet. Die Baumanlagen, welche die Verteidigung erschweren und dem Belagerer eine willkommene Stütze bieten konnten, wurden gefällt, Mauern und Gräben ausgebessert. Auf den Seiten, wo der Berg sanfter ansteigt, erstand ein Pallisadenwerk, der „Lichtzaun“ genannt. In die Besatzung nahm man auch tüchtige Werkleute, Ärzte, Barbiere und Köche auf.

---

[1]) F. 150—152. 181—190.

Die Pferde der Ritter, die nur zur Last sein konnten, wurden in verschiedene Orte des Stiftes verteilt. Man sieht, Herr von Rotenhan vergass auch nicht das Kleinste. Sein zielbewusstes Handeln musste der Besatzung Mut und Vertrauen einflössen.

Doch wie sah es mit dieser selbst aus? Sie war eilig aus den Schlössern des Hochstiftes ergänzt worden. Nach dem namentlich aufgeführten Verzeichnisse bei Fries setzte sich dieselbe folgendermassen zusammen: Oberster Befehlshaber und Stellvertreter des Landesherrn war der Domprobst Markgraf Friedrich, der Bruder des Markgrafen von Ansbach. Der ihm zugeordnetete Kriegsrat bestand zumeist aus Rittern des Hochstiftes, darunter Sebastian von Rotenhan, ferner des Bischofs Brüder Eustach und Bernhard von Thüngen.

Die Besatzung war in 18 Rotten unter je einem Hauptmann eingeteilt. Ritter, hohe und niedere Geistliche, Beamte, Schreiber, Werkmeister, Knechte standen in derselben Rotte. Bedenkt man, dass von der ungefähr 350 Mann starken Schar ein grosser Teil infolge seines geistlichen oder gelehrten Berufes das Waffenhandwerk wenig oder gar nicht gewohnt war, so erscheint uns der Erfolg derselben um so bewunderswerter. Sie ermutigte eben das Vertrauen auf die Uneinnehmbarkeit des Schlosses, sowie auf die Umsicht des Führers und der Abscheu und die Verachtung gegen die zügellosen, vielfach der Völlerei ergebenen Haufen der Bauern.

Nachdem der Bischof sich auf die Flucht begeben hatte, wurde die Besatzung zusammenberufen und ihr bedeutet, dass man das Schloss zu halten gedenke, gehe es wie es wolle. Wer nicht Lust habe zu bleiben und den Eid, der nachher vorgesprochen werde, zu leisten, der könne ungekränkt des Weges gehen. Aber keiner trat damals

aus den Reihen. Erst einige Tage später, bei Gelegenheit einer Gesandtschaft in die Stadt, wagte ein Schreiber, sich heimlich davonzumachen.[1]) Sein Vermögen, das er zurückgelassen, wurde unter die Besatzung verteilt.

Zweckmässig erhielt jede Rotte ihren Platz zu besonderer Bewachung und Verteidigung angewiesen. Die Wachen bei Tag und bei Nacht waren aufs genaueste verteilt. Damit sich dieselben gegenseitig kontrollierten und munter erhielten, hatte man Zeichen durch Schellen und Pfeifen verabredet. Aller ungewöhnliche Lärm war streng verpönt. Ferner wurde angeordnet, ein jeder, der Nachts Dienst tue, solle ein weisses Leintuch wie ein Skapulier über den Kleidern tragen, damit man sich gegenseitig auch ohne Losung erkennen könne.[2]) Alles, selbst gegenseitige Unterstützung bei Gefährdung irgend eines Teiles des Schlosses, war aufs genaueste vorgesehen.

Die späteren Vorgänge zeigten auch, dass keine der Vorsichtsmassregeln überflüssig war. Schon am Abend nach der Vereidignng der Besatzung erschien, gesandt von Götz von Berlichingen und Georg Metzler von Ballenberg, den Hauptleuten des „hellen“ Haufens, ein Bote an den Bischof mit der Aufforderung, die gleichzeitig überschickten zwölf Artikel der Bauern binnen vier Tagen anzunehmen, widrigenfalls man gezwungen sei, Gewalt zu gebrauchen.[3]) Der Markgraf wollte nicht selbständig vorgehen und schickte zur Einholung besonderer Vollmacht einen Eilboten an den Bischof. Dieser, der offenbar Zeit gewinnen wollte, antwortete, man solle unterhandeln und unter dem Vorbehalt der Annahme durch die übrigen Fürsten sich den Forderungen der zwölf Artikel fügen.[4]) Zugleich liess er ein

---

[1]) F. 242. — [2]) F. 237. — [3]) F. 191—195. — [4]) F. 198 ff. Vergl. F. II. 334.

Mahnschreiben an die Bauern ergehen, sie sollten sich der Gewalt enthalten und zu friedlichem Vergleich bewegen lassen.

In der zum Zwecke der Verhandlungen anberaumten Zusammenkunft der Vertreter des Domkapitels, der Bauern und der Würzburger Bürgerschaft im „Grünen Baum“ am 9. Mai ging es ziemlich lebhaft her.[1] (Am gleichen Tage fand dort auch jener Vertrag zwischen Florian Geyer und dem Stadtrate seinen Abschluss, wobei ausdrücklich Neutralität in den Unternehmungen gegen das Schloss ausbedungen wurde.[2] Schon waren die Herren des Domkapitels bereit, die zwölf Artikel anzuerkennen, falls der Bischof nachträglich seine Genehmigung erteile. Auch die Bauernführer schienen zumeist befriedigt. Da erhoben sich einige unter ihnen, wie Jakob Col aus Eibelstadt und der Pfarrer Bernhard Bubenleben aus Mergentheim, und verlangten heftig die Auslieferung des Schlosses auf Gnade und Ungnade, je nach Entscheidung der Landschaft. Auch einige Würzburger, deren Namen jedoch nicht genannt werden, sollen nach Fries sich besonders entschieden für die Übergabe ausgesprochen haben. Doch soweit nachzugeben lag ausserhalb der Vollmacht der Bischöflichen. Florian Geyer und Götz von Berlichingen suchten ihre Leute für eine Verständigung zu gewinnen, doch umsonst.

Auch die schriftlichen Unterhandlungen, zu denen die Vermittelung des Stadtrates erbeten wurde, hatten, trotzdem viele Schreiben hin und hergingen, keinen weiteren Erfolg, als dass man auf den folgenden Tag eine neue Versammlung, und als diese sich verzögerte, eine weitere auf den 11. Mai anberaumte, die auch resultatlos verlief.[3] Diesmal hatte der Markgraf um freies Geleite ersucht. Inzwischen war nämlich

[1]) Nur F. 203 ff. — [2]) C. 50—53. — [3]) F. 210 ff.

jener oben erwähnte Brief des Bischofs eingetroffen. Demgemäss erklärte man sich abermals zur Annahme der zwölf Artikel, ja sogar, wie *Fries* und *Cronthal*[1]) ausdrücklich berichten, zur Übergabe des Schlosses bereit, sofern die übrigen Fürsten sich zu gleichem Zugeständnisse herbeiliessen. Obwohl diese Zusage, die über die Weisung Bischof Konrads hinausging, offenbar nur darauf abzielte, Zeit zu gewinnen, sprach Götz von Berlichingen abermals dafür, geriet aber dadurch in den, wie es scheint, nicht unbegründeten Verdacht der Bestechlichkeit.[2]) Wiederum schiebt *Fries* die Schuld an dem Nichtzustandekommen des Vertrages in erster Linie auf die Bauern aus dem Thaubertale und dann auf die Bürger von Würzburg, während *Cronthal*, der die Odenwälder als Hauptanstifter bezeichnet, von seinen Mitbürgern und der übrigen Landschaft nachgiebige Gesinnung voraussetzt.

Auch die auf dem Schlosse befindlichen Ritter hielten es für angemessen, nach langen schriftlichen Geleitsverhandlungen sich an den Versöhnungsversuchen zu beteiligen und so den Beginn der Feindseligkeiten hinauszuschieben. Den Bauern riss die Geduld. Sie erklärten rundweg, ihr Sinn stehe unabänderlich auf bedingungslose Übergabe.[3]) Zwei Würzburger Ratsherren mussten, so ungern sie es auch taten, einen Brief dieses Inhalts auf das Schloss bringen. Auch jetzt unterliess es der Markgraf nicht, sein Anerbieten nochmals schriftlich zu wiederholen.

Mittlerweile liessen die Bauern Schanzkörbe auf den Nikolausberg bringen und stellten dort ihr Geschütz auf.[4]) Die Bürger von Würzburg bestellten Holzflösse und liessen sie unter die Mainbrücke bringen und zusammenbinden,

---

[1]) F. 214. C. 55. 56 — [2]) F. 215. C. 56. Z. 351. — [3]) F. 219. C. 63. — [4]) F. 220.

damit man unbehelligt von der Besatzung des Unserfrauenberges den Verkehr über den Fluss aufrecht erhalten könne.[1]) Die Rothenburger, die seit dem 10. Mai auch in den Bund der Bauern eingetreten waren,[2]) und der Graf von Wertheim schickten sich an, Geschütze und Munition zu senden, die allerdings erst später eintrafen.[3]) Doch alle diese Zurüstungen erwiesen sich als ungenügend. Die Bauern glaubten schon durch ihre Überzahl die Gegner einzuschüchtern. Zwar verfügten sie über die stattliche Zahl von ungefähr 25000 Mann; aber sie waren zumeist im Kampfe ungeübt und zügellos.[4]) Überdies fehlte es an einem einheitlichen Plan.

Um so mehr sorgten die Belagerten für die nötigen Vorbereitungen.[5]) Der Markgraf befahl den Leuten am 13. Mai am mittleren Turme zusammenzukommen. Sebastian von Rotenhan machte sie mit den Ereignissen der letzten Tage bekannt, indem er ganz besonders betonte, wie weit man den Feinden entgegengekommen sei, ohne Zustimmung zu finden. Ohne Einwilligung des gnädigen Herrn könne man an Übergabe nicht denken. Vor Weinsberg hätten die Rebellen zur Genüge gezeigt, was man von ihnen zu erwarten habe. Ihre Überzahl nütze ihnen nichts, da sie meistenteils der Waffenführung unkundig seien und kein zureichendes Belagerungsgeschütz besässen. Wenn sie beim ersten Angriff durch ihr wüstes Geschrei nichts ausrichteten, würden sie bald entmutigt. Auf diese Zurede hin zeigten sich alle unerschrocken und unverzagt. Als einer der anwesenden Geheimschreiber des Bischofs ein Osterlied anstimmte, fielen alle freudig ein.

Es wurde dann geboten, sich ruhig zu verhalten und Feindseligkeiten erst abzuwarten. Nur im Notfalle solle man

---

[1]) C. 54. — [2]) Z. 313. 333. 376. — [3]) F. 236. 244. 247. — [4]) F. 247. 265. 325. C. 46 (übertrieben!). — [5]) F. 234 ff.

von den Handrohren Gebrauch machen, mit schwerem Geschütze aber erst auf obersten Befehl zu schiessen beginnen.

Die Notwendigkeit hiezu trat schon am 14. Mai ein.[1]) (Was *Cronthal* S. S. 54 und 63 berichtet, steht damit nicht im Widerspruche.) Die Bauern feuerten ihre wenigen Feldschlangen vom „Glesberg“ auf die Festung ab, ohne jedoch sonderlichen Schaden anzurichten. Die Belagerten sahen, dass bei den Schanzen der Bauern nicht viel, was der Mühe wert, zu verderben sei; sie hielten sich daher an die Bundesgenossen derselben und eröffneten alsbald das Feuer gegen die Stadt. Dort verbreitete sich gewaltiges Entsetzen. Viel Volk lief auf den Flössen über den Main zum Deutschherrenhaus und zum Schottenkloster, da sie wähnten, dort sicher zu sein. Doch es dauerte nicht lange, so richtete man auch dorthin Geschosse. Den ganzen Tag währte das Geschützfeuer. Die Bürger schossen vom Pleidenturm (jetzt Kasernstrasse), die Bauern vom Glesberg aus.

Am 15. Mai gegen Abend näherten sich allmählich Bauern dem Schlosse zu zweien und dreien. Obwohl dies den Leuten der Besatzung nicht entging, glaubten sie doch nicht an einen Sturm.

Erst zwischen 9 und 10 Uhr, als es finster wurde, begannen die Bauern unter grossem Geschrei einen Angriff. Schon war eine Schar mit Leitern, Steigzeug, Beilen und anderen Sturmgeräten herangerückt. Es schien, als seien die Belagerer zum regelrechten Sturm ausgezogen.

Auf dem Schlosse stand ein jeder auf seinem Posten; am mittleren Turm harrte bei dem Obristhauptmann eine auserlesene Schar in Reserve, um etwaigen Bedrängten

---

[1]) F. 238 ff.

Hilfe zu leisten. Erst liess man die Angreifer ruhig herankommen. Bald hatten diese den „lichten Zaun“ durchbrochen. Die Kühnsten legten bereits Sturmleitern an. Da warf sie ein entsetzlicher Kugel- und Feuerregen nieder. Auch unter den weiter rückwärts sich befindenden Bauern richteten die Stückkugeln der Bischöflichen eine mörderische Verwüstung an.

Die Angreifer zogen sich zurück, doch nur um sich zu sammeln und Verstärkung heranzuziehen zu einem erneuten Sturme, der ebenfalls blutig abgeschlagen wurde.

Die Besatzung hatte ihr möglichstes geleistel. Während der beiden Stürme wurde Wein verteilt. Die Hauptleute gingen von Rotte zu Rotte, ermutigten und trösteten, zügelten auch den Übereifer, um neuer Gefahr gewachsen zu sein.

Doch nicht alle auf der Festung waren von gleichem Mute beseelt. Manchen war, wie sie selbst später bekannten, so angst gewesen, dass sie sich, wenn es länger gewährt, ergeben hätten. Aber der Markgraf und die Ritter wollten lieber sterben, als von solch zügellosem Kriegsvolk sich schrecken und um Ehre und Gut bringen lassen. [1])

Ungefähr bis zwei Uhr Nachts war man eines dritten Sturmes gewärtig. Da beschloss Herr von Rotenhan, auch den Bürgern ein Lebenszeichen von sich zu geben und liess aus seinen grossen Geschützen ein heftiges Feuer gegen die Stadt unterhalten.

Drei Männer aus der Besatzung waren den beiden Stürmen zum Opfer gefallen. Manche waren verwundet, kamen aber mit dem Leben davon.

Dagegen war der Verlust auf Seite der Belagerer, die mit grösster Erbitterung und Verwegenheit gekämpft hatten, beträchtlich. Auf mehr als hundert wurde die Zahl derer

---

[1]) Nur C. 65.

geschätzt,[1]) die in den Schlossgräben und auf den Schanzen verwundet oder tot lagen und erst spät Pflege oder Bestattung fanden.

Am Morgen des anderen Tages wurde die Besatzung des Schlosses versammelt und belobt.[2])

Gleich darauf kam ein Gesandter der Bauern, der seinen Hut als Friedenszeichen auf einer Stange trug, und begehrte Waffenstillstand bis 2 Uhr Nachmittags zur Bestattung der gefallenen Brüder und zur Bergung und Pflege der Verwundeten. Der Markgraf wollte die Waffenruhe bis zwölf Uhr Nachts verlängert wissen. Erst um acht Uhr Abends, nachdem die Bischöflichen selbst zum grossen Teil die Arbeit besorgt hatten, übersandten die Bauern ein Antwortschreiben, durch das sie auf die Waffenruhe verzichteten.

Aus den Berichten des *Martin Cronthal*, des *Thomas Zweifel*[3]) aus Rothenburg und einem bei *Fries* aufgeführten Briefe, den der Siegelbewahrer des fränkischen Haufens Johann Butner in seine Heimat Volkach geschrieben, gewinnt man den Eindruck, dass der Plan zum Sturme keineswegs einheitlich angelegt war. Es war noch keine Bresche in die Mauern geschossen. Die Würzburger und die in Heidingsfeld lagernden Bauern wussten nichts vom Sturme, bevor der Lärm anging. Die Verwirrung muss so gross gewesen sein, dass man in der finstern Nacht und unter dem fürchterlichen Feuer der Belagerten sich gar nicht getraute, den Bedrängten, die sich selbst gegenseitig nur schädigen mochten, aus der Stadt zu Hilfe zu kommen. Kein Wunder, wenn später die Rede ging, die Bauern hätten mit Wein überladen den Sturm gewagt.

---

[1]) C. 66. F. 247. — [2]) F. 242 ff. — Z. 412.

Noch in der Nacht des 16. Mai begannen die Bauern zwei neue Schanzen in nächster Nähe des Schlosses zu graben. Dieselben wurden am folgenden Tage durch Errichtung von doppelten Schanzkorbreihen und durch eine starke Blockschutzwehr vollendet. Tags darauf eröffnete man von hier aus das Feuer mit den inzwischen von den Rothenburgern und dem Grafen von Wertheim gelieferten Geschützen. Die Besatzung erwiderte dasselbe heftig und richtete bei den Gegnern argen Schaden an. [1])

An eine Erneuerung des Sturmes konnten die Bauern vorläufig nicht denken. Ihr Siegesbewusstsein war schon gewaltig herabgestimmt. Dazu kamen noch die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Brüder durch den Schwäbischen Bund und den Landgrafen von Hessen. [2]) Götz von Berlichingen war es, der zuerst die Nachricht von dem Missgeschick der Bauern des schwäbischen Oberlandes verbreitete und schon mit dem Abzug seines Haufens drohte. Um eine Wendung der Dinge vor Ankunft des Feindes herbeizuführen, versuchte man es wieder mit Unterhandlungen. [3]) (Nach *Cronthal*s ziemlich unklarer Darstellung (S. 67) hätten die auf der Feste zuerst um Geleite nachgesucht.)

Ehrenfried Kumpf, [4]) einer der einflussreichsten Männer im Bauernrate, nahm sich der Sache eifrigst an und versicherte, er verstehe es den Bischöflichen den Teufel schon schwarz genug zu malen; gelinge dies aber nicht, so könne man dabei doch Gelegenheit wahrnehmen, wie dem Schlosse beizukommen sei. Er wurde also mit Georg Metzler von Ballenberg und zwei Würzburger Bürgern am 19. (nach *Cronthal* 20.) Mai auf das Schloss geschickt Sie verlangten,

---

[1]) F. 244. 245 ff. — [2]) C. 69. F. 288 ff. 292. 298. — [3]) F. 251. — [4]) F. 251 ff.

man solle, um unnützes Blutvergiessen zu vermeiden, die Feste übergeben und die zwölf Artikel annehmen. Das Bauernvolk sei erhitzt und gebe nicht nach. Allein die Räte des Bischofs waren noch nicht so eingeschüchtert, als man glaubte. Sie wollten die Angelegenheit keineswegs übereilen und entgegneten unter anderem, der Tag neige sich schon, die Geleitszeit laufe ab. Die Sache sei zu wichtig und bedürfe reichlicher Überlegung.

Dieser Bescheid erregte grossen Verdruss, besonders bei den Würzburgern, wie *Fries* zu berichten weiss. Diese hätten ihren Bundesgenossen, den Bauern, Vorwürfe gemacht, weil sie den Sturm und die Belagerung nicht in der richtigen Weise führten.

Gleichwohl gewährten die Bauernhauptleute dem Markgrafen Aufschub der Antwort bis neun Uhr. Doch dies genügte ihm nicht, er wollte sich 24 Stunden ausbedingen.

Daraufhin liess der Rat der Bauern auf Betreiben der Würzburger, wie der bischöfliche Chronist wiederum hervorhebt, ein geharnischtes Schreiben abgehen, worin er Verwahrung einlegte gegen die Verschleppungspolitik der Bischöflichen und alle Schuld an dem zwecklosen Blutvergiessen ihnen zuschob.

Statt aller Antwort liessen die Belagerten ihre Fahne zum Zeichen des Abbruches der Verhandlungen flattern.[1]) Nur die Grafen, Herren und Ritter glaubten, Protest gegen den Vorwurf der Bauern einlegen zu müssen, und liessen ihnen durch einen Knaben ein Schreiben übermitteln.

Nun waren aller Gedanken wieder auf Bestürmung des Schlosses gerichtet. Man schmiedete auf Seiten der Bauern allerlei abenteuerliche Pläne, die aber, von Wut diktiert

---

[1]) F. 256.

oder in der Begeisterung des Weines gefasst, sich hinterher als unausführbar und aberwitzig herausstellten.

Ehrenfried Kumpf und einige Würzburger und Mergentheimer berieten eifrig den Plan, heimlich eine grössere Abteilung Bürger und Bauern aus der Stadt zu entfernen und dann angesichts der Besatzung des Schlosses mit dem fliegenden Banner der Stadt Nürnberg und mit starkem Geschütz einziehen zu lassen, um den Belagerten Furcht einzuflössen, als sei Nürnberg mit den Bauern im Bunde. Doch liess man den Plan fallen, weil ein offenes Zerwürfnis mit dieser angesehenen Stadt vermieden werden musste.[1])

Ferner hatte man auf den Rat einiger Männer von Eibelstadt Bergknappen in Sold genommen und liess oberhalb St. Burkhard eine Höhlung in den Berg machen. Diese wollte man mit Pulver füllen und den ganzen Berg sprengen. Noch heute kann man dieselbe erkennen.[2])

Andere trugen sich gar mit dem Gedanken, Kinder und Frauen der auf dem Schloss befindlichen Ritter herbeiholen und in Körben auf die Häuser hängen zu lassen, und glaubten, durch eine solche Drohung die Besatzung an der Beschiessung der Stadt zu verhindern.[3])

Es scheint den Belagerern gelungen zu sein, die von Höchberg zum Unserfrauenberg führende Wasserleitung zu zerstören. Triumphierend schreibt der schon oben erwähnte Siegelbewahrer der Bauern nach Volkach, die Bischöflichen müssten infolge des Wassermangels ihren Teig mit Wein bereiten, so dass das Brot von den Leuten zurückgewiesen werde.[4]) Soweit wird es wohl nicht gekommen sein. Denn das Schloss hatte ja noch einen tiefen Schachtbrunnen.

Trotz der ungünstigsten Aussichten wurde ein neuer Sturm beschlossen.[5]) Man machte den Vorschlag, die Gräben

---

[1]) Nur F. 245. — [2]) F. 257. 297. C. 64. — [3]) F. 247. — [4]) F. 298. — [5]) F. 257. C. 68.

um das Schloss nächtlicherweile mit Reisigwellen anzufüllen. Sollten dann die Bischöflichen beim Sturmlauf wiederum wie das erstemal Pechfackelbrände schleudern, so wollte man das ruhig geschehen lassen, um an geeigneterer Stelle einzubrechen. Dieser Plan indes fand nicht den Beifall der Odenwälder, die es wohl überhaupt für gefährlich hielten, abermals zu stürmen, bevor eine Bresche geschossen sei, oder sich die reichen Schätze des Schlosses durch einen Brand nicht entgehen lassen wollten. Durch die Aussicht auf Beute sollten Freiwillige gewonnen werden. Zu diesem Zweck wurden Listen aufgelegt. Auch die Würzburger wurden eingeladen, sich an der allgemeinen Plünderung zu beteiligen. Man versprach ihnen die Urkunden und Privilegien, während die Bauern für sich das Kriegsmaterial beanspruchten. Aber nur wenige Freiwillige liessen sich in die Listen einzeichnen.

Die Beschiessung des Schlosses aus den Schanzen der Bauern dauerte fort. Das schwere Geschütz richtete dort ziemlichen Schaden an; das zeigt der zweite Brief des Markgrafen an den Bischof zu Heidelberg. [1]) Der Bote, der ihn überbringen sollte, fiel aber den Bauern in die Hände. Aber auch die Belagerer wurden von den Geschossen der Bischöflichen arg bedrängt. Kein Büchsenmeister wollte mehr bei ihnen ein Geschütz bedienen. [2])

In der Folgezeit wurde das Interesse sowohl der Belagerer, wie der Belagerten mehr und mehr in die Ferne gelenkt, wo sich inzwischen Wichtiges ereignete. [3]) Das Heer des Schwäbischen Bundes unter Georg Truchsess von Waldburg kam immer näher. Bischof Konrad befand sich bei demselben. Die Bauern wussten, dass auch andere Fürsten, wie der Erzbischof von Trier, der Pfalzgraf Ludwig

---

[1]) F. (248/9) 259. 260. — [2]) F. 246. [3]) F. 284 ff.

und Herzog Ottheinrich von Pfalz-Neuburg dem Bunde zugezogen seien.[1]) Die drohende Gefahr eines Heranzuges des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Sachsen war noch nicht beseitigt.[2])

Die Bauern boten nun das Menschenmögliche auf. Die Kürze der Schreiben und die Hast, mit der sie befördert wurden, zeigen deutlich, mit welch fieberhafter Eile man damals alles betrieb. Bis jetzt war nur der vierte Teil der verbrüderten Bauern ins Feld gerückt. Die Zurückgebliebenen besorgten den Ackerbau und das Handwerk. Am 25. Mai und 1. Juni ergingen an alle verbündeten Gemeinden Ausschreiben des Inhalts, man solle sich bereit halten, auf den ersten Wink mit der Hälfte der Mannschaft auszurücken.[3]) Ferner wurde beschlossen, eine Abteilung zur Beobachtung des Marienberges zurückzulassen, mit der anderen den Bündischen entgegenzurücken.

Indes schon am 23. Mai in der Nacht waren die Odenwälder Bauern ungefähr 7000 Mann stark unter Götz von Berlichingen und Georg Metzler heimlich gegen die Thauber abgezogen.[4])

Zweimal hatte der Bischof versucht, den tapferen Verteidigern des Unserfrauenberges tröstliche Nachricht zukommen zu lassen.[5]) Jedesmal wurde es vereitelt durch die Ungeschicklichkeit der Boten und die Wachsamkeit der Bauern. Doch war es zwei Knechten des Bischofs unter Lebensgefahr gelungen, den Getreuen auf der Festung ein Zeichen von nahender Hilfe zu geben, indem sie verabredetermassen ein Gehöfte in der Nähe von Hettstadt, das vom Schlosse aus sichtbar war, niederbrannten.

---

[1]) F. 293. — [2]) F. 232—234. 360—368. 422 ff. C. 69. — [3]) F. 293. 306. C. 69. — [4]) Nur Zweifel gibt l. c. 420 Datum und Zahl an. C. 69. F. 298. — [5]) F. 250/1. 275/6.

Nun war aber neuerdings zu besorgen, es möchte die Besatzung zu lange hingehalten, über das Zeichen im Zweifel sein und sich vor dem Eintreffen des Entsatzheeres den Bauern ergeben.[1]) Da erbot sich der Würzburgische Marschall Heinz Truchsess von Wetzhausen, den Bedrängten sichere Kunde zu bringen. Er ritt mit einer Abteilung von 250 Mann am frühen Morgen des 4. Juni (Pfingstsonntag) von Ingolstadt in Franken aus, wo das bündische Heer stand, in die Nähe des Marienberges. Er hielt mit seiner Schar auf einem Bergrücken. Etwa 50 Knechte sandte er bis an den „lichten Zaun“ vor. Vier Reiter wurden ins Schloss eingelassen, wo über ihr Erscheinen und ihre frohe Nachricht eitel Freude einzog. Zwei der Boten ritten zu ihrem Anführer zurück und berichteten, die Bauern seien in der Nacht aus der Stadt gezogen und bei Tagesanbruch den Bündischen entgegengerückt. Der Marschall begriff die Wichtigkeit dieser Nachricht und eilte zurück zum Bundesheere.

Die Büchsenmeister der Bauern wurden alsbald die Reiter gewahr und schossen nach ihnen, ohne jedoch Schaden zu tun. Ein Türmer auf dem Schlosse spielte den Bauern zum Trotz ein damals bekanntes Lied. Ein anderer stimmte unter dem Jubel der Mannschaft auch den Stadtbewohnern ein Spottlied an.

Als man jenseits des Flusses die Reiter bemerkte, da verbreitete sich ein gewaltiges Entsetzen.[2]) Die Türmer bliesen „Feind,“ andere liefen zum Rathausturm und läuteten Sturm. Bürger und Geistliche wurden auf die Sammelplätze ihrer Viertel entboten. Als dann der Marschall mit seinen Leuten weiterritt, glaubte man, er sei entflohen, und beruhigte sich, wie *Fries* zu erzählen weiss. Ängstliche

---

[1]) F. 318 ff. — [2]) C. 80/1.

Gemüter habe man dadurch beschwichtigt, dass man ihnen sagte, ein Mönch auf dem Schlosse, der sich auf Schwarzkunst verstand, habe die Erscheinung von gespenstischen Reitern hervorgebracht, um die Bürger zu schrecken. Bald werde man ja sehen, was es für Leute gewesen seien.

Nach der Darstellung des Stadtschreibers konnte von einer solchen Beruhigung der Bewohner Würzburgs nicht die Rede sein. Vielmehr verlangte man heftiger als zuvor nach Unterhandlungen mit dem Bischof, die denn auch aufs neue betätigt wurden, wie wir unten sehen werden.

V. Die Stadt Würzburg im Bunde mit den Bauern. Die Rückkehr des siegreichen Bischofs und die Bestrafung der Rebellen.

Gleich nach dem Abschlusse seines Bündnisses mit den Bauern wandte sich der Stadtrat von Würzburg im Bewusstsein seiner folgenschweren Handlung an die Nürnberger mit der Bitte um freundlichen Rat und Aufschluss über deren Stellungnahme zur Bewegung der Bauern. Doch die Antwort derselben war eine Absage trotz aller Höflichkeit. Sie hatten sich Neutralität gegen die Bauern vorbehalten, obwohl sie zum Schwäbischen Bunde gehörten. Sie konnten dies; denn sie besassen die Macht und das Ansehen dazu. Und wenn es auch in ihren Reihen unzufriedene, neuerungssüchtige Elemente gab, so waren sie bedeutend in der Minderzahl.

Bei den Würzburgern fehlten alle diese Voraussetzungen. Die Folge davon war, dass sie ihren Bundesgenossen gegenüber eine untergeordnete Rolle spielten. Von einer Gleichberechtigung oder doch gewissen Selbständigkeit war nicht die Rede. An Stelle des bischöflichen Regimentes zog ein neues auf in der Kapitelsstube zum Neuenmünster,

das des Kriegsrates der Bauern und Bürger. Zu demselben stellten letztere fünf Vertreter gegenüber der doppelten Anzahl von Bauern aus beiden Lagern.

Die Bedingungen, unter welchen das Bündnis zustande kam, waren in der Hauptsache folgende:

Der Rat erkannte die zwölf Artikel der Bauern an oder verpflichtete sich, wie es bei *Cronthal* heisst, das heilige Evangelium aufrichten zu helfen.[1]) Dafür versprach man ihnen Sicherheit der Bürger an Gut und Leben unter Ausschluss jener Geistlichen und Weltlichen, die bis dahin sich um das Wohl der Stadt nicht angenommen hätten. Diese Bestimmung bot also die bequemste Handhabe gegen den, der sich der herrschenden Partei irgendwie missliebig machte. Ferner genehmigte man das Fortbestehen der damaligen Obrigkeiten in der Stadt und Überweisung von drei Vierteln der Steuern zur Verfügung des Rates wie bisher. Ausserdem wurde den Bürgern angesichts der den Geschossen der Bischöflichen ausgesetzten Lage der Stadt Neutralität in allen Unternehmungen gegen das Schloss gewährleistet. Gehalten wurde indes die letztgenannte Bedingung nicht.

Einige minder wichtige Massregeln durchzuführen, gelang damals noch dem Rate wenigstens zum Teile. So kam es in den ersten Tagen des Mai zur Inventarisierung der Güter der Geistlichen, besonders der Klöster, nachdem die Geistlichen selbst ohne Erfolg Verwahrung derselben bei dem Rate beantragt hatten. Beizeiten versicherte sich dieser der in der Stadt noch weilenden Geistlichen und verpflichtete sie, bei Gefahr im Bruderhofe der Weisung ihres Viertelsmeisters gewärtig zu sein.[2]) Nach Ratsbeschlus vom 10. Mai wurde jedermanns, sei er Weltlicher oder

---

[1]) C. 51 ff. — [2]) C. 63/64.

Geistlicher, unehrlicher Anhang und Beisitz aus der Stadt gewiesen und verordnet, von den Bauernhaufen ausserhalb der Stadt solle niemand ohne eine Zeichen eingelassen werden. [1]) Wie weit das erste durchgeführt wurde, sehen wir aus einer später (kurz vor dem Einzuge des Bischofs) erlassenen Verfügung, durch welche derartige Leute zu Frondiensten an den Bollwerken und Basteien der Stadt befohlen wurden. [2])

Noch viel weniger kehrten sich die Bauern an die Bestimmungen des Stadtrates. Fast täglich kamen sie nach Belieben in die Stadt und holten Proviant, besonders Wein von den Geistlichen, später auch von den Bürgern, ohne zu zahlen. Sie berauschten sich, trieben allerlei Unfug, verloren Spiess und Harnisch auf den Strassen. [3]) Hatten sie genug, so liessen sie gar den Rest des Rebensaftes aus den Fässern laufen. Solange sich diese kommunistischen Teilungsgelüste nur gegen die Geistlichen richteten, mochten die Bürger ruhig zusehen. Aber übel musste ihnen zu Mute sein, als die Bauern auch sie, ihre Bundesgenossen, brandschatzten und ihrer wahren Gesinnung unverhohlen Ausdruck gaben. Und nicht bloss einzeln trieben die Bauern ihr Unwesen in der Stadt, sondern rückten auch in Scharen ein und hausten nach Belieben besonders im Burkarder Viertel. [4])

Unterdessen waren Rat und Bürgermeister Kränkungen und Angriffen aller Art ausgesetzt. Bermeter und seine Genossen kamen nach Heidingsfeld und verklagten sie, weil sie nicht recht daran wollten, nachlässig seien und es mit den Pfaffen hielten. [5]) Ferner warf man dem Rate vor, er habe seinen Büchsenmeistern zu schiessen verboten

---

[1]) C. 54. Vergl. F. 209. — [2]) F. 312. — [3]) F. 299. C. 66. — [4]) C. 66/67. — [5]) C. 62. 68. 69.

oder lasse nur mit halbem Pulver und mit Papier feuern. Ersteres traf insoferne zu, als ein Büchsenmeister gegen die ausdrückliche Weisung des Rates auf Geheiss nur eines der Ratsherrn das Geschützfeuer der Bischöflichen vom Pleidenturm aus zuerst erwidert haben soll.

Am ärgsten ging es in den Weinhäusern her; dort setzte man nach dem Beispiele der Rothenburger Rat und Bürgermeister ab und wählte einen neuen mit Ehrenfried Kumpf als Bürgermeister an der Spitze. Der redete seinen Zechgenossen viel vor von der Tyrannei der Bischöfe und dem Rechte der Stadt auf Reichsunmittelbarkeit.[1]) Auch die Warnungen des Rates vor dem Schwäbischen Bundesheere dessen Herannahen durch Kundschafter gemeldet worden war, riefen bei dem Pöbel nur Spott und Hohn hervor.

Der Bauernrat, welcher befürchtete, solche Absetzungsgelüste möchten auch gegen ihn sich regen, griff nun zu Gewaltmitteln. Drei Galgen wurden in der Stadt aufgerichtet, um Aufrührerische und Ungehorsame daran zu hängen.[2]) Aber man achtete der Drohung nicht. Die Leute liefen vorbei und riefen, Pfaffen, Mönche und ihr Gesinde gehörten an dieselben.[3]) Zuletzt wurde auch ein besonderer Gerichtshof eingesetzt (30. Mai). Acht Männer, Bürger und Bauern, sollten im Barfüsserkloster Klagen entgegennehmen gegen Frevler, gegenseitige Beschwerden gütlich zu vergleichen suchen oder nach Recht entscheiden, bei schwereren Vergehen beim Bauernrat als oberster Instanz auf Bestrafung antragen. Ob übrigens hier nicht auch der Stadtrat gemeint sein könnte, lässt sich aus keiner der beiden Quellen mit Bestimmtheit entnehmen. Nach der Lage der Dinge indes kommt nur ersterer in Betracht.[4])

---

[1]) F. 244. — [2]) C. 62/63. — [3]) F. 299. — [4]) C. 71.

Doch fehlte es in dieser Zeit des Schreckens und der Greuel auch nicht an edler Tat.[1]) Zwei Fähnlein Fussvolk, die freien Knechte genannt, welche vom Rate besoldet wurden, befanden sich damals in der Stadt. Sie verlangten, man solle das im Schatze des Domes befindliche Silber zu Münzen prägen lassen und ihnen geben. Der Rat schützte vor, der Schatz sei auf dem Schlosse geborgen. Mehrere Dom- und Ratsherren darunter auch *Cronthal* machten sich nun am Abend des 15. Mai daran, die wertvollen Geräte und Urkunden einzumauern. Die unzufriedenen Knechte aber brachten sie dadurch zur Ruhe, dass sie ihnen von ihrem Vermögen eine grosse Summe Geldes gaben. Von diesem Vorgange erwähnt *Fries* nichts, obwohl ihm die Kunde davon nicht entgangen sein kann.

Nicht bloss in Würzburg misslang es, dem wüsten Treiben der eigenen Leute zu steuern, auch von den verbrüderten Städten und Gemeinden liefen fortwährend Klagen ein über Nichtachtung des Eigentumsrechtes.[2]) Deshalb wurden auch dort Gerichtshöfe eingesetzt. Denkwürdige Worte stehen in dem Ausschreiben, das zu diesem Zwecke erlassen wurde, nämlich: „Ein jedes Wesen und Regiment kann ebenso wenig ohne Haupt existieren wie der natürliche Leib“. Allmählich dachte man wieder daran, mit der regierenden Gewalt Fühlung zu nehmen. Aber ein Ausschreiben an alle Obrigkeiten, von welchem man sich Neutralität wenigstens einiger Fürsten versprach, hatte keine Wirkung. Ein Landtag sollte nach Schweinfurt einberufen werden. Alle beteiligten geistlichen und weltlichen Fürsten, Herren, Städte und Gemeinden sollten eingeladen werden. Auf Betreiben des Stadtrates besonders *Cronthals*, gegen den Willen der Bauern wurden auch an Bischof Konrad

[1]) C. 65. 66. — [2]) F. 295 ff. C. 71.

Boten geschickt, um ihn zur Teilnahme aufzufordern; diese kehrten aber bald zurück, ohne ihren Auftrag ausgeführt zu haben.[1])

Am 1. Juni sollte die Versammlung zu Schweinfurt beginnen und „von guter Ordnung und Aufrichtung des Wortes Gottes, von Frieden und Recht, besonders der Obrigkeiten“ handeln. Der Erfolg blieb gänzlich aus.

Inzwischen gestaltete sich das Verhältnis unter den Verbündeten zu Würzburg immer unerquicklicher. Unruhe und Unzufriedenheit nahm trotz der Beruhigungsversuche der Hauptleute überhand, und unter diesen selbst trat Eigennutz und Eifersucht immer stärker hervor.

Der Würzburger Stadtrat war der Bauern schon längst überdrüssig. Er musste für Proviant sorgen und Geld darleihen ohne Aussicht auf Wiedererstattung, um nur die Bauern von der Plünderung des Kirchengutes zurückzuhalten.[2]) Dabei war sein Einfluss bei den Verbündeten in jeder Hinsicht gleich Null.

Den Grafen von Wertheim scheint es nicht lange bei den Bauern gelitten zu haben; denn bald finden wir ihn wieder auf seinem Schlosse. Götz von Berlichingen war schon bei mehreren Gelegenheiten beargwohnt worden. Der Graf Wilhelm von Henneberg verliess die Bauern ebenso rasch, als er den Bischof im Stiche gelassen hatte. Florian Geyer, der ohnedies militärisch wenig hervortrat, scheint mit diplomatischen Missionen auswärts beschäftigt gewesen zu sein. Der unter eigentümlichen Umständen erfolgte Abzug des „Ritters mit der eisernen Hand“ brachte das Heer von Würzburg in äusserste Verwirrung.

Jenes Reiterstück des bischöflichen Marschalls am Pfingstmorgen und die Nachricht von den entsetzlichen

---

[1]) C. 70. F. 301. — [2]) C. 70.

Schlächtereien bei Königshofen und Ingolstadt leiteten den Umschwung in der Gesinnung der Mehrzahl der Bürger ein.

Noch einmal war es unter dem Druck der anwesenden Bauern durchgesetzt worden, dass eine beträchtliche Abteilung am 3. Juni abends in aller Stille ausrückte.[1]) Der Rat gab Geld her zur Bezahlung der Kriegsknechte. Diese machten sich anheischig, die Landsknechte der Bündischen, mit denen sie bekannt seien, abwendig zu machen. Doch der Rat war froh, die Gesellen losgeworden zu sein. Durch vieles Bitten und durch Stellung von Ersatzleuten auf ihre Kosten entgingen die Geistlichen der Verpflichtung zum Kriegsdienste.[2]) Dies geschah mit Bewilligung eines Bauernhauptmannes. *Cronthal*, der nur über die Verhandlungen des Rates berichtet, erwähnt dies nicht. Auch für die Befestigung und Verproviantierung der Stadt wurde einstweilen noch Sorge getragen. Doch die Umkehr vollzog sich schnell infolge der sicheren Nachricht von den entscheidenden Niederlagen der Bauern.

Auf Betreiben gutgesinnter Ratsherren und Bürger aus der Gemeinde war schon am 31. Mai an die Nürnberger die Bitte um Vermittelung gerichtet worden, die auch zugesagt wurde, ebenso am 2. und 3. Juni an den Grafen von Wertheim und den Rat der Stadt Bamberg, welch letzterer sich mit Hilfe der Nürnberger wieder mit seinem Bischof vertragen hatte.[3])

Nun musste auch der immer noch unversöhnliche Pöbel zurücktreten hinter der Mehrzahl von friedlich Gesinnten, die sehnlichst wünschten, man solle an den Bischof um Gnade schreiben.

Zweimal, am 3. und 5. Juni, suchte der Rat durch demütige Schreiben bei seinem Bischofe und dem Bundes-

---

[1]) C. 78 ff. F. 322 ff. — [2]) F. 318. 322. C. 78. — [3]) C. 74 ff. F. 308 ff.

feldherrn Georg Truchsess von Waldburg um Unterhandlung und Gnade nach, wurde aber zunächst keiner Antwort gewürdigt.[1]) An denselben fällt besonders die schwülstige Sprache in Anrede und Text auf. Form und Inhalt lassen die Angst und die Unruhe der Verfasser deutlich erkennen. Der Rat sucht sein und der ganzen Landschaft Verhalten während der Empörung als erzwungen hinzustellen; indem er ausdrücklich betont, dass die Verhandlungen mit den Aufständischen zum Teil in Gegenwart der bischöflichen Räte geführt worden seien, und dass man die der Stadt zugestandene Neutralität gegenüber den Verteidigern des Schlosses nicht habe halten können, ja dass er trotzdem den Verdacht auf sich gezogen habe, als sei er ein Freund des Bischofs, und bittet mit beweglichen Worten um Gnade und Verzeihung.

Am 5. Juni rückten die Bündischen in Heidingsfeld ein. Alsbald sprengte eine Reiterschar unter Pauken- und Trompetenschall auf den Nikolausberg, um der Besatzung des Marienberges die nahende Hilfe vor Augen zu führen. Sofort eröffneten die Belagerten ein heftiges Geschützfeuer auf die wehrlose Stadt.

Grosse Angst beherrschte dort die Gemüter. In aller Eile verrammelte man die Tore.

Da suchten die Bürger Schutz und Fürsprache bei den Geistlichen. Einige Mitglieder des Stadtrates begaben sich zu den in der Stadt gebliebenen Herren des Domkapitels und baten um Vermittelung beim Bischof. Diese versprachen, sich für die Bürger zu verwenden und sandten ein Schreiben auf das Schloss, in der Meinung, Bischof Konrad sei bereits dort angelangt. Der Markgraf sagte ihnen sicheres Geleite zu.

---

[1]) C. 79 ff. F. 330 ff. Vergl. F. 314.

Das Schiessen gegen die Stadt wurde mittlerweile nicht eingestellt. Viele Bauern entwichen nachts über die Mauern. Andere wären gerne vom Lande hereingekommen, um Schutz gegen die Metzeleien der Bündischen zu finden.[1]) Aber der Rat wies sie ab.

Am 6. Juni traf endlich ein Geleitsbrief des Bundesfeldherrn ein.[2]) Für den Rat und besonders für *Cronthal* war nun die Zeit des bittersten Leides angebrochen. Der Stadtschreiber musste als Wortführer mit zehn anderen Bürgern die Gesandtschaft ins Lager der Bündischen übernehmen. Auf dem Wege nach Heidingsfeld waren sie trotz des Geleites durch einen bündischen Feldtrompeter doch den ärgsten Kränkungen ausgesetzt. Vor den Feldherrn geführt, brachte Martin *Cronthal* seine demütige Bitte vor und wurde gnädig angehört. Nach einer Weile wurden die Abgesandten in eine Versammlung aller beim Heere anwesenden Fürsten geführt, wo *Cronthal* seine Worte wiederholte. Inzwischen traf die Meldung von einem Einfall der Bündischen und der Besatzung des Schlosses ins Mainviertel ein, was die Würzburger Gesandten nicht wenig erschreckte.[3])

Nach gesonderter Beratung wurde ihnen der Bescheid zu teil, man wolle die Unterwerfung der Stadt unter folgenden Bedingungen annehmen:

1. Ein jedes Haus muss 10 Gulden Brandschatzungsgeld zahlen. 2. Die Bestrafung der auszuliefernden Anstifter und Rädelsführer behält man sich vor, ebenso die Bemessung des zu leistenden Schadenersatzes. 3. Alle Waffen werden abgeliefert, und dürfen solche ohne Erlaubnis der Bundesstände oder des Bischofs nicht wieder geführt werden. 4. Die Stadt muss ihrem Herrn und dem Domkapitel von

---

[1]) C. 81. F. II. 118. 326. 327. — [2]) C. 84. — [3]) Vergl. F. 328.

neuem huldigen. 5. Die Bürger müssen geloben, keine Neuerung mehr vornehmen und kein Bündnis mehr eingehen zu wollen.

Die Abgesandten erhielten auf ihre Bitte Aufschub der Antwort bis zum nächsten Morgen.

Schon um 4 Uhr in der Frühe wurden die Artikel mit Stimmenmehrheit von den Vierteln angenommen. Dieselben Männer wie am vorigen Tage nebst zwei Bürgern aus Karlstadt und Schweinfurt überbrachten die Antwort. Die Stadt lieferte Waffen und Munition aus. Alle Schranken und Hindernisse wurden von den Strassen und Mauern entfernt. Auch die drei Galgen verschwanden.

Am 8. Juni rückten die Fürsten mit bewaffneter Macht in die Stadt ein, deren Schlüssel dem Bischofe ausgeliefert wurden. Die Einwohner der Stadt hatten sich auf dem Fischmarkt vor der Greden aufgestellt, die von den auswärtigen Städten auf dem Judenplatze, das Landvolk auf dem Rennwege.

Des Bischofs Justiz war eine summarische. Verhör und Verteidigung gab es nicht. Man hatte nach den Angaben von Geistlichen und anderen, die sich schon zuvor dem Bischof zur Verfügung gestellt, eine Liste der Schuldigen zusammengeschrieben. Vier Würzburger wurden auf der Stelle geköpft. Unter den zahlreichen Bürgern, die verhaftet und in das Rathaus oder auf das Schloss geführt wurden, waren auch die beiden Bürgermeister, der Stadtschreiber Martin *Cronthal* und der bekannte Bildhauer Dilmann Riemenschneider. Auf dem Judenplatze fielen 24,[1]) auf dem Rennwege 36 unter dem Beile des Henkers. Bis zum dritten Tage blieben die Leichname unbestattet liegen.

---

[1]) Nach F. 334 nur neunzehn.

Der Bischof begab sich mit Gefolge auf das Schloss, das drei Markgrafen in jenen Tagen beherbergte, wie *Fries* eigens hervorhebt.[1]) Das Kriegsvolk zog sich nach Heidingsfeld zurück.

Etwa 150 der gefangenen Bürger (*Fries* nennt die viel kleinere Zahl 70) wurden im „Grünen Baum“ inhaftiert, 40 auf dem Schlosse in ein Kohlengewölbe gesperrt und einzeln verhört. Von diesen letzteren erlangten am 14. Juni 14 die Freiheit wieder, die anderen wurden getrennt zu je 16 und 10. Am 22. Juni wurden auch die beiden Bürgermeister nebst 148 Bürgern gegen Urfehde aus der Haft entlassen. Von den Gefangenen auf dem Schlosse musste mancher noch sein Leben lassen. Andere, darunter Riemenschneider wurden vom Henker „hart gewogen und gemartert“.

Am 9. August 1525, nachdem der Fürst seinen Rachezug durch das Stift beendigt hatte, wurde die Huldigung der Stadt feierlich im Katzenwicker entgegengenommen.

Den genaueren Bericht hierüber verdanken wir nur *Cronthal*.[2]) Bürgermeister, Rat, Viertelsmeister und die ganze Gemeinde mussten sich als treulos und meineidig bekennen und auf alle bis dahin ausgeübten Rechte verzichten. Rat und Stadtschreiber wurden von da an vom Bischof oder seinem Kapitel bestellt. Ohne Zuziehung des Schultheissen durfte nichts verhandelt werden. Die Viertelshäuser wurden aufgehoben. Der Pleidenturm, von dem aus die Bürger auf das Schloss gefeuert hatten, musste abgebrochen werden. Die über die Unterwerfung aufgenommene Urkunde sollte alljährlich am 3. Pfingsttage öffentlich verlesen werden. Vieles wurde noch in dieser Urfehde verpönt, so das Trinken in Wirtshäusern ausser

---

1) F. 336. — 2) C. 93 ff. F. 461.

der gesetzlich erlaubten Zeit, das Spielen um Geld, das Führen von Waffen, das Lesen aufwiegelnder Schriften.

Nach beendigter Handlung wurden noch elf Rebellen enthauptet.

Bei der Bestrafung kam manches vor, was die Bürger als bitteres Unrecht empfanden. So wurde ihnen die Verwaltung des Bürgerspitals zum heiligen Geist genommen, obwohl dasselbe mehr als zweihundert Jahre vorher von Bürgern armen Bürgern zu Gute gestiftet worden war.

Bischöfliche Reitersknechte, die zur Strafe der Bürger in der Stadt einquartiert wurden, erlaubten sich rohe Ausschreitungen.[1]) Die Betroffenen richteten mit Beschwerden nichts dagegen aus. Nur durch Geld konnten sie es bei dem Hauptmann und anderen Gewaltigen dahin bringen, dass sie zeitweise verschont blieben.

Von grosser Wichtigkeit war nach der Niederwerfung des Aufstandes die Entschädigungsfrage für die zahlreichen ausgeraubten und niedergebrannten Schlösser und Klöster.

Die Grafen, Herren, Ritter, Prälaten, Klosterverwalter, auch etliche Vertreter der Städte und grösseren Gemeinden berieten Ende August darüber, wie die Einschätzung und Entschädigung vor sich gehen solle.[2]) Nach langen Verhandlungen kam eine Einigung zu stande. Ein jeder Hausinsasse, ob reich oder arm, musste $7\frac{1}{2}$ Gulden, zahlbar in drei Fristen, erlegen. Auch die Adeligen und Geistlichen sollten herangezogen werden, soweit sie nicht jedwede Teilnahme an dem Aufruhr eidlich in Abrede stellen konnten. Abordnungen, bestehend aus bischöflichen Beamten, Adeligen, Geistlichen und sachverständigen Werkleuten, wurden gebildet, um die angerichteten Verheerungen abzuschätzen. Dass deren Tätigkeit nicht zu Gunsten der Bürger ausfiel,

---

[1]) F. 337. — [2]) C. 99.

lässt sich denken. *Cronthal* wenigstens erhebt schwere Beschuldigungen besonders gegen die Edelleute, als hätten manche selbst Hand an ihr Gut gelegt, um durch die Entschädigungssumme zu gewinnen.

Man hatte sich vorbehalten, für den Fall, dass die Kopfsteuer nicht ausreichen sollte, eine Vermögenssteuer auf die einzelnen Städte und Gemeinden zu schlagen. Diese fortwährenden Geldleistungen hatten eine drückende Teuerung und den Ruin mancher Familien zur Folge. *Cronthal* macht deshalb am Ende seines Berichtes seiner gereizten und verbitterten Stimmung in heftigen Worten gegen die rücksichtslose Tyrannei der Obrigkeiten Luft.

Der bischöfliche Chronist gibt uns in seinem Werke keinen Aufschluss über die Entschädigungsfrage. Nur mit einigen Worten gedenkt er an jener Stelle, wo er den bischöflichen Untertanen mit packenden Worten den Unbestand des Glückes und die Verkehrtheit ihres Beginnens vor Augen führt, der Not und des Verderbens vieler, die mit Schweiss und sauerer Arbeit sich abmühen mussten, damit die zerstörten Schlösser stattlicher als zuvor wieder erstehen konnten und die geplünderten Zehnthäuser und Keller wiederum gefüllt wurden.[1] Um so eingehender berichtet er dagegen im dritten Teile seines Werkes von dem unerbittlichen Strafgerichte, das der Bischof auf seiner Rundreise durch das Stift über seine Untertanen verhängte.

Erst nachdem auch ein Reichstag zu Speyer sich mit dem Aufstande der Bauern beschäftigt hatte, wurden am 14. Januar 1527 die Untertanen wieder zu Gnaden aufgenommen und zu allen Ehren und Ämtern zugelassen.

Doch für die Stadt Würzburg war die Hoffnung, grössere Selbständigkeit oder gar die Reichsunmittelbarkeit

---

[1]) F. 338 ff.

zu erlangen, für immer dahin. Im Gegenteil, ihre Abhängigkeit von dem Bischof war grösser denn je zuvor, und nie wieder hören wir von einem Versuche, die geistliche Herrschaft abzuschütteln. Wenn wirklich der von *Fries* gegen Rat und Bürger so oft wiederholte Vorwurf der Treulosigkeit und Verstellung zu Recht bestehen sollte, so hat deren Verhalten in der Folge nie wieder zu solchem Tadel Anlass gegeben. Sie haben fortan stets Freud und Leid mit ihren Fürstbischöfen geteilt.

Litteraturangabe.

1. *Schäffler* und *Henner*: Die Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken von Magister Lorenz Fries. Würzburg 1883.
2. *Wieland*: Würzburg im Bauernkriege von Martin Cronthal. Würzburg 1887.
3. *Baumann*: Rotenburg im Bauernkriege von Thomas Zweifel. Bibl. des litter. Vereins zu Stuttgart. Band 139.
4. *Baumann*: Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben. Bibl. des litter. Vereins zu Stuttgart. Band 129.
5. *Schäffler*: Entwickelungsgeschichte der Stadt Würzburg von Oegg.
6. *Bensen*: Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken.
7. *Loefen*: Die Feste Marienberg und ihre Baudenkmale.

Abkürzungen in den Fussnoten:

a) F. (m. Ziffer): Seitenangabe der Ausgabe des Werkes von Fries.
b) C. (m. Ziffer): Seitenangabe der Ausgabe des Werkes von Cronthal.
c) Z. (m. Ziffer): Seitenangabe der Ausgabe des Werkes von Zweifel.

Lebenslauf des Verfassers.

Fridolin Sippel, katholischer Konfession, kam am 1. Mai 1874 zu Braidbach, Kreis Unterfranken, als Sohn des Volksschullehrers Johannes Sippel und der nunmehr verstorbenen Katharina, geborenen Heilmann, zur Welt. Er besuchte von Oktober 1885 bis Juli 1894 das humanistische Gymnasium in Würzburg und Bamberg, sodann bis 1898 die Universität in Würzburg und München.

An erstgenannter Hochschule hörte er die Vorlesungen der Herren Professoren Brenner, Grasberger, Henner, Külpe, Martin Schanz, Sittl, Stölzle, Unger und Wegele, an letzterer die Herren Drerup, Furtwängler, Heigel, Iwan Müller, Simonsfeld und Traube.

Nachdem er sich dank der vortrefflichen Anleitung seiner hochgeschätzten Lehrer mit gutem Erfolge der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern unterzogen hatte, wurde er Mitglied des pädagogisch-didaktischen Seminares am alten Gymnasium zu Würzburg, darauf Assistent an den humanistischen Gymnasien Dillingen und Würzburg. Seit 16. Mai 1903 ist derselbe als K. Studienlehrer an der Lateinschule Hassfurt angestellt.

Auf Grund der vorliegenden, am 9. Juni 1903 eingereichten Dissertation wurde er zum mündlichen Doktorexamen zugelassen, das er am 22. Juli magna cum laude bestand. Bei der Abfassung derselben stand ihm Herr Professor Dr. Henner in mannigfacher Weise mit seinem Rate fördernd zur Seite, wofür ihm auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen wird.